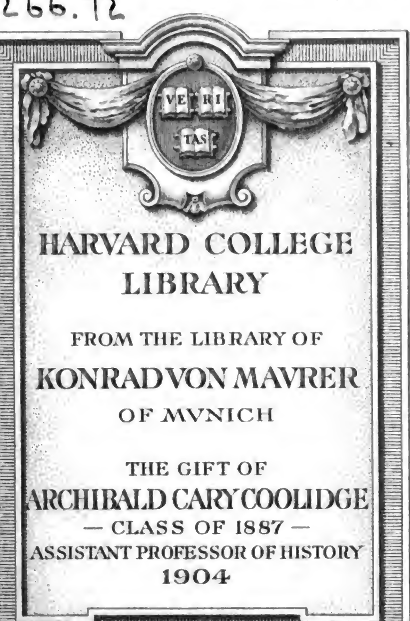
Schlern-Sagen und Märchen

Martin Meyer


VE RI
TAS
HARVARD COLLEGE
LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
KONRAD VON MAVRER
OF MVNICH
THE GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
— CLASS OF 1887 —
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY
1904

Schlern-Sagen

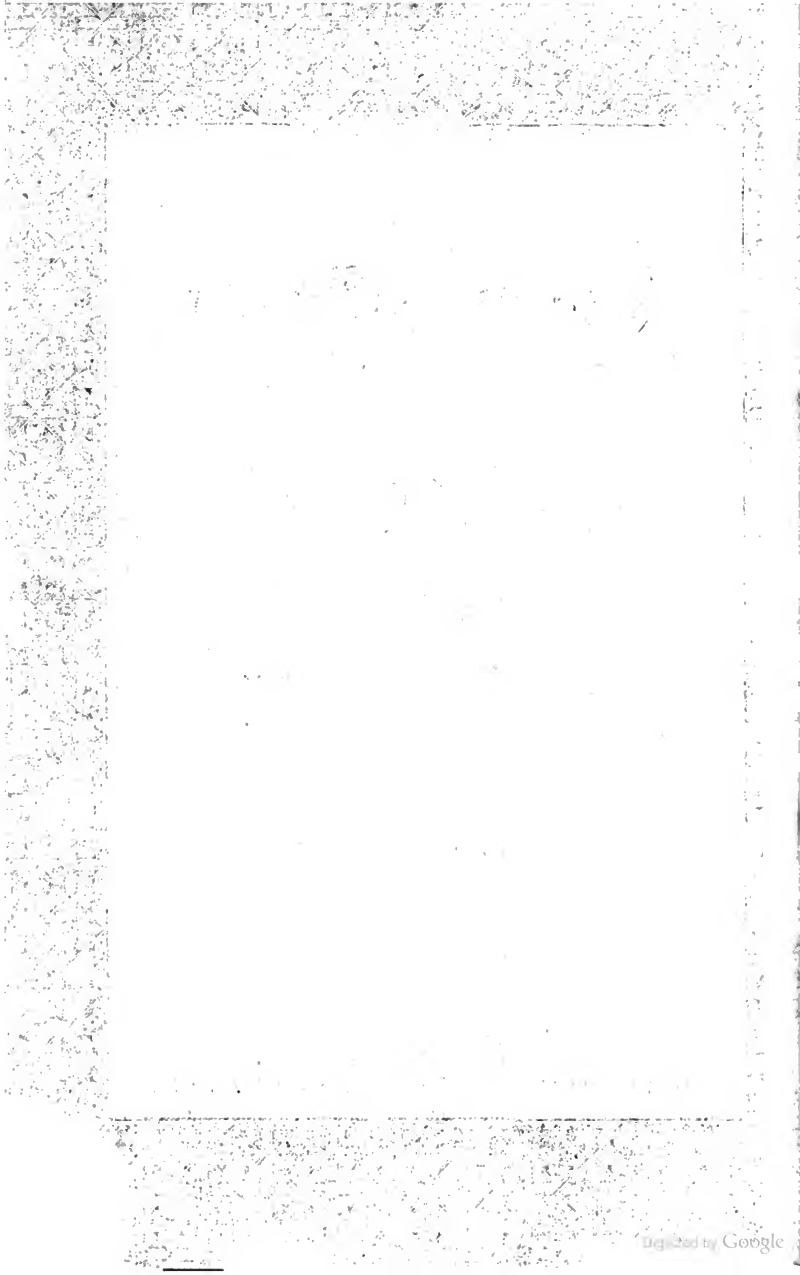
und

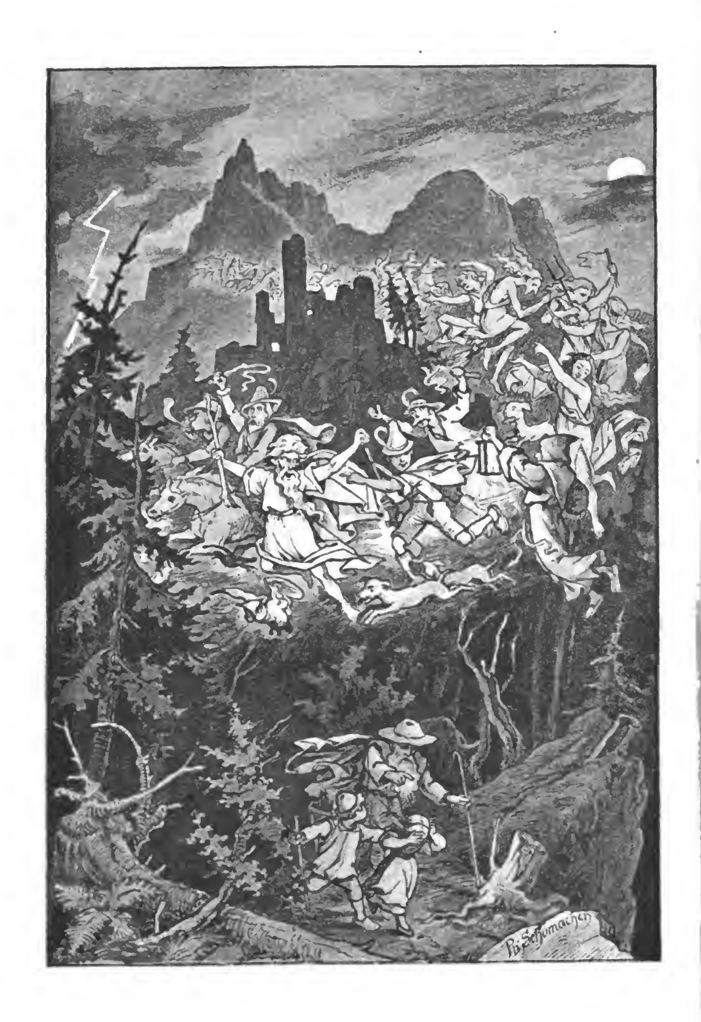
Märchen

von

Martinus Meyer.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung 1891.




Ph. Schumacher

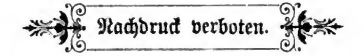
Schlern-Sagen und Märchen

von

Martinus Meyer.



Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1891.



Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Wenn die Bergluft rauscht in den Wipfeln des Tann,
Wenn die Nebel ziehen zum Schlern hinan,
Seine Zinnen erglühen im Abendstrahl,
Tief unten die Schatten sich breiten auf's Thal,
Wenn verklungen der Aveglocke Ton,
Und Hesper erglänzet am Himmel schon,
Dann schwebt in des Tages verglimmendem Schein
Ätherisch Gezücht um den Hauenstein:

Alpfrau'n im luftigen Schleiergewand
Umgaukeln des Schlosses geborstene Wand,
Gezwerge krabbelt die Mauern empor,
Neugierig spähend durch Thür und Thor,
Es flüstern die Bäume, es singet der Wald,
Wie Harfengetön von den Zweigen es hallt,
Wie Märchengeplauder, wie Elfengesang,
Dem Rande des murmelnden Baches entlang. —



Vorwort.

Wer heute, nach alten Sagen und Ueberlieferungen forschend, unsere Hochthäler durchstreift, wird bald inne werden, daß er für eine halbwegs lohnende Ausbeute, um mehrere Decennien zu spät daran sei. —

Das junge Volk hat für derlei Dinge keinen Sinn und kein Verständnis mehr, und die ältern Leute sind damit hinterhältig geworden, und wollen mit der Sprache nicht mehr heraus. —

Die alte patriarchalische Spinnstube, diese eigentliche Heimstätte der Sage, ist allenthalben in Abnahme gekommen. — Der Kienspan ist durch die Petroleumlampe, das flackernde Herdfeuer da und dort schon durch den Kunstherd verdrängt; es gehört ein besonderes Glück und Geschick dazu, um gelegentlich von einem alten, mittheilsamen Mütterchen etwas zu erfragen, was sich verlohnt, der Vergessenheit entrissen zu werden. —

Als ich vor Jahren im hochgelegenen Bade „Ratzes“ hart am Fuße des Schlerngebirges verweilte, in mitten jener großartigen Alpennatur, und der hochromantischen Waldidylle, schon in ältester Zeit unter dem Namen der „Hauensteiner-Tann“ bekannt, benützte ich die

Gelegenheit zu sammeln, was in dieser Richtung noch irgend auszukundschaften war, und das Ergebnis findet sich im vorliegenden Buche zusammengetragen. —

Tiefernst, oft düster und grauenhaft, wie der Charakter dieser Waldeinsamkeit, ist meist auch, was die Sage zu berichten weiß; gespenstig sind die Gestalten, die darin auftauchen, und unheimlicher Geisterspuck ist die Handlung, die nur ausnahmsweise von dieser Richtung abweicht, um den Charakter des Heitern und Märchenhaften anzunehmen. —

Erscheint hier doch im ungewissen Zwielichte der Dämmerung, oder im falben Mondenscheine jeder Baum, jeder Felsblock als ein grauenhafter Schemen, und das dem Moore entsteigende Irrlicht als die Seele eines Abgeschiedenen, die im Grabe keine Ruhe finden kann.

Da und dort greift die Sage dann auch zurück in das graueste Alterthum, und weiß von versunkenen Städten, von Riesen und Zwergen und ähnlichen Dingen zu berichten, doch ist der dargebotene Stoff meist so dunkel und fragmentarisch, daß es schwer hält, ihn in irgend eine angemessene Form zu bringen.

Ob, und wie weit mir dieses im vorliegenden Buche gelungen, muß ich dem Leser zur Beurtheilung anheimstellen. —

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.



Schlern-Sagen und Märchen.



Der Nixenbrunnen.

Wenn man bei dem alten Posthause zu Azwang die Ufer des rasch dahin eilenden Eisackstromes verläßt und jenseits der Brücke den schmalen Saumweg verfolgt, der in jähem Anstiege nach den Regionen der Dolomiten führt, so gelangt man in etlichen Stunden nach dem kleinen, aber freundlich gelegenen Gebirgsdörfchen „Sais“.

Inmitten reicher Saatfelder und üppig grünender Wiesen ruhen Kirche und Häuser, und darüber hin führt der Weg an stattlichen Berghöfen vorüber nach einem ausgedehnten, von stämmigem, pfeilgeradem Nadelholze bewachsenen Forste, der hoch hinauf bis zu den blumenreichen Matten der Seiseralpe sich erstreckend, im weiten Kreise des Schlerns mächtige Steinbrust umspannt, der hier mit seinen gigantischen Zacken und Zinnen wie ein himmelstürmender Titane in den blauen Aether hineinragt.

Der Forst heißt der „Hauensteinerwald“.

„Es ist der Tann der alten Heldensage
Hoch an des Schlerns Dolomitenwand,
Von seinen Wipfeln rauscht's wie Minneklage,
Wie Bardensang hinab zu Strom und Land.

In seinen Schatten Mythe weilt, die Hehre,
Den Eibenkranz im schnee'gen Lockenhaar,
Und leis von ihrem Mund ertönt die Märe
Aus grauer Zeit, da jung die Welt noch war!"

Damals — es war in den Tagen eines unerforschten nebelhaften Alterthums — hatte der Wald eine fast unermeßliche Ausdehnung. Das ganze Gebirge mit Einschluß der Saiserfelder, auf denen später eine Römerstadt gestanden haben soll, war von ihm bedeckt, und Wipfel an Wipfel drängten sich die riesigen Tannen, Fichten und Föhren, deren Stämme wohl drei Männer nicht umspannen mochten, während anderes Holz, in chaotischer Unordnung übereinander liegend, am Grunde moderte, von schwellendem Moos und niederem Strauchwerke überwuchert, worin zahllose Schwärme von Singvögeln nisteten, die das Waldesdüster mit ihrem fröhlichen Gesange belebten.

Unweit der Stelle, wo heute das graue, verwitterte Mauergetrümmer des Hauensteinerschlosses steht, lag zu jener Zeit, tief versteckt in den Schatten der bemoosten Waldriesen, ein kleiner, schilfbewachsener Teich, von so geringem Umfange, daß ein gewöhnlicher Fischerkahn sich kaum darauf hätte bewegen können, doch aber von fast unergründlicher Tiefe.

Rings um seine geheimnißvolle Fläche breitete sich ein üppig grünender Moosteppich, in dessen weichem Sammtfließe die blaugesternte Anemone, die duftende Pirala und der rosafarbige Erdbuchs ihre lieblichsten Blüthen entfalteten, und in den lauen Juniusnächten

der Glühwurm sein zauberisch Smaragdlicht erglänzen ließ.

Kein menschlicher Fuß verirrte sich hieher, und kein profaner Laut störte die hehre Ruhe, die über dem stillen Waldgewässer ausgebreitet lag.

Die elegische Amsel, wenn sie in dessen Nähe weilte, schlug ihre zartesten, schmelzendsten Töne an, und selbst die übermüthige, geschwätzige Drossel mäßigte ihre helle, vorlaute Stimme zu einem leisen Geflüster.

Die ältesten Patriarchen des Waldes umstanden rings, sorgsamen Wächtern gleich, die spiegelhelle Fläche des Brunnens, ihre grauen, silberbehaarten Arme darüber breitend und sie in ihre tiefsten Schatten hüllend.

Wenn ab und zu ein neugieriger Sonnenstrahl, das dicht verschlungene Geäste durchbrechend, auf das Gewässer fiel, dann blitzte es auf in allen Farben, ein funkelndes Juwel am Busen der schlummernden Waldesfee, um gleich darauf wieder in sein geheimnißvolles Dunkel zu versinken.

Tief unten am Grunde wohnte in krystall'nem Hause eine Nixe, die liebliche Nymphe des Tanns — unsichtbar am Tage für alle Welt. Doch wenn der letzte Sonnenstrahl auf den Kuppen der Hochgebirge verglommen war, und der Mond durch die Wipfel der Bäume sein magisch Licht über das stille Gewässer ergoß, dann tauchte sie empor aus dem Geschilfe, in ihrem niedlichen, silberglänzenden Schifflein langsam den See auf und nieder gleitend.

In den zarten, schneeweißen Händen hielt sie ein golden Saitenspiel, dem sie die lieblichsten Weisen entlockte, so anmuthend, so sinneberückend, daß die Vöglein, aus ihrem ersten Schlummer erwachend, von allen Seiten herangeflogen kamen, und selbst das scheue Eichhorn, sein Nest hoch oben im Geäste der Weißtanne verlassend, in eiligen Sätzen näher hüpfte, den holden Tönen zu lauschen.

Von Zeit zu Zeit schöpfte die Nixe mit ihrem Becher aus dem krystallhellen Quell, ihre Lippen mit dem Borne netzend, der ihr ewige Jugend und Unsterblichkeit verlieh.

Hoch oben im wilden Geschröffe der Schlernklamm (man nennt es da heute noch in der Wolfsschlucht) lag eine Höhle, deren Eingang mit einer ehernen siebenfachen Kette versperrt und von einem scheußlichen Ungethüme, halb Wolf halb Schlange, bewacht war.

In dieser Höhle hauste ein Kobold, der mächtige Beherrscher des Gebirges — ein gewaltiger Zauberer, dem alle Geister der Unterwelt dienstbar und unterwürfig waren.

Er war im Besitze übernatürlicher Kräfte, von denen er aber niemals guten, sondern stets nur schlimmen Gebrauch machte, und wenn er erbost war, fuhr er vom Schlern herunter wild heulend über den Tann hin, die riesigen Stämme des Forstes wie Strohhalme knickend und den Wald oft mitten im Sommer in klafterhohem Schnee begrabend.

Von häßlichem, zwerghaftem Aeußern, besaß der Dämon einen Gürtel, der ihm die Macht verlieh, seine Gestalt nach seinem Gutdünken wechseln und verändern zu können; war dieselbe aber von bestechender, einnehmender Art, so mußte man doppelt auf der Hut vor ihm sein, weil er dann sicherlich Arges im Schilde führte.

Es war im Spätherbst, und kühl schon strich der Wind vom Burgstall herunter über den Tann hin, manch vergilbtes Laub von den Erlenbüschen am Rande des rasch dahin eilenden Baches entführend. — Der Gesang der Waldvöglein war verstummt und Schwärme von Mücken tanzten ihren Reihen in dämmernder Abendluft.

Des Neumonds schmale Sichel neigte sich bereits dem Westen zu, und da und dort blitzte das Licht eines Sternleins auf am nächt'gen Himmel, als das Schilf am Rande des Waldgewässers sich theilte, und die lichte, anmuthige Erscheinung der Nixe empor tauchte aus dem Grunde, langsam und geräuschlos in ihrem Schifflein dahin schwebend über die Fluth.

In ihrer Linken ruhte die Laute, und die zarte Rechte glitt von Zeit zu Zeit über die Saiten hin, ihnen liebliche Akkorde entlockend.

Die Vöglein kamen aber nicht, wie sonst, bei den ersten Tönen ihrer Laute herbei geflogen, ihrem wunderholden Spiel und Gesang zu lauschen; eine schwüle, drückende Luft lag über dem Tann, und Unheil ver-

kündend drang von fernher der Ruf der Käuze durch die tiefe Stille der Nacht.

Da plötzlich fuhr ein Windstoß von der Schlernklamm herunter, so jäh, so heftig, daß die knorrigen Stämme des Waldes aufstöhnten unter seinem Griffe, und das Schifflein der Nixe zu wanken und zu schwanken begann und umzustürzen drohte.

Hart am Rande des Brunnens tauchte in diesem Augenblicke eine Erscheinung auf, welche wohl geeignet sein mochte, ein irdisch Frauenherz zu bestricken und höher schlagen zu machen.

Es war ein Mann von hoher, majestätischer Gestalt und königlicher Würde.

Die stolze Herrscherstirne schmückte ein juwelenstrahlendes Diadem, und ein schmaler, gleißend schwarzer Bart fiel ihm bis zum Gürtel nieder, der von Smaragd und anderem edlen Gestein funkelte. — Ein schneeweiß Gewand floß ihm in weiten Falten bis zu den Füßen herab, und ein Scharlachmantel wallte von seinen Schultern bis zur Erde nieder.

„Holde Nixe — liebliche Beherscherin des Tanns!" hob er mit schmeichelnder Stimme an, während sein nächt'ges Auge mit heißer Begehrlichkeit auf der schlanken, anmuthigen Gestalt der Nymphe ruhte und ein sinneberückendes Lächeln seine Lippen umspielte, „neunmal hat dieser Wald sich erneut, neunmal sah ich die jungen Keime zu mächtigen Stämmen heranwachsen, seit ich zum erstenmale dich erschaut, mein Ohr den süßen Klängen deiner Laute gelauscht. Seither krankt mein Herz und

verzehrt sich in heißer Sehnsucht nach dir. — Dir zu Füßen leg' ich es heute, mit all' den unermeßlichen Schätzen und Reichthümern meines Berges, und flehe dich um Gegenliebe. — Wirst du sie versagen dem mächtigen Beherrscher des Gebirges, der den Stürmen gebeut, und dem die Geister der Unterwelt gehorchen?!"

Erschreckt durch das Toben des Orkans, wollte die Nixe eilig niedertauchen in die Fluth; doch zögerte sie jetzt, und ihre Laute sinken lassend, richtete sie ihre erstaunten Blicke auf den kühnen Werber, ihm mit klarer, weithin vernehmlicher Stimme entgegnend:

„Wilder Dämon des Berges! deine gleißende Erscheinung besticht mich nicht, deine Schmeichelrede vermag mich nicht zu bethören. — Wie Wasser und Feuer, wie Licht und Finsternis, stehen wir uns ewig feindlich gegenüber. — Mein Antlitz ist den ewigen Sternen, das deine dem Abgrunde zugewandt, dem du entstiegen. — Was du brütest in deiner grauenhaften Schlernhöhle, ist Unheil — Schrecken und Entsetzen sind in deinem Gefolge — die zarte Blume verwelkt unter dem Gifthauche deines Mundes, das Lied erstirbt, wo dein verderbliches Scepter waltet. — Geh hin, woher du gekommen — ich verabscheue dich!"

Fest und furchtlos schaute sie dem Gewaltigen in das nächt'ge, zornfunkelnde Auge; aufstöhnte dieser aus tiefer Brust — es klang aber nicht mehr wie Liebesseufzer, sondern wie dumpfes Grollen des Donners bei herannahendem Hochgewitter, oder wie das Gebrülle des Auerstiers, wenn er in ungezähmter Wuth mit seinem mäch-

tigen Hörnerpaare die Erde aufwühlt zu seinen Füßen. — Sein Antlitz verzerrte sich zur scheußlichen Fratze, und seine Hände reckten sich nach der Nixe aus, wie die Krallen des Raubvogels, wenn er seine Beute erfassen will. — Sie war aber mit ihrem Schifflein bereits schon hinuntergetaucht in ihr feuchtes Heim, wohin ihr der Kobold, der ein Erd= und kein Wassergeist war, nicht zu folgen vermochte.

Wuthenbrannt stürmte dieser durch die Luft davon — auf seinem Wege nach der Schlernhöhle noch einige der stärksten Bäume des Tanns entwurzelnd.

* * *

Seit jener Stunde hatte die Nixe sich nicht mehr auf der Oberfläche des Brunnens sehen lassen, und die holden Klänge ihrer Laute waren verstummt. — Der Wald trauerte, und die muntern Singvöglein im weiten Umkreise waren alle fortgezogen — nur die lichtscheue Eule war geblieben und umflatterte in später Dämmer=stunde den Teich, über dessen geheimnißvolle Fläche die alten Tannen noch tiefer als sonst ihre dunklen Zweige breiteten.

So waren Jahre und Jahrhunderte vergangen!

Junge Sprößlinge waren zu mächtigen Bäumen heran=gewachsen, und diese hatten wieder einem kräftigen An=fluge Platz gemacht. Oft — oft schon hatte sich der Tann auf diese Weise erneut — doch er trauerte fort, in lautlose Ruhe versenkt: kein fröhlicher Finkenschlag, kein Amselnsang ertönte von seinen Wipfeln. — Von Zeit zu Zeit nur ward die tiefe, fast unheimliche Stille

von dem Alpsturme unterbrochen, der von den Schlern-wänden herab mit wildem Ungestüme über den Wald dahin brauste, oder von einem rollenden Felsstück, welches der tückische Kobold in seinem unversöhnlichen Grolle von der Höhe der Schlernklamm herunter wälzte, um die Ruhe der spröden Nixe unten am Grunde des stillen Waldgewässers zu stören.

Auf einem dieser riesigen Dolomitblöcke, der unweit des Brunnens niedergefallen war, erbaute sich in spätern Zeiten ein ritterlich Geschlecht, dem der ganze Tann mit den weitausgedehnten Alpgründen oben an den Abhängen des Schlerngebirges zu eigen war, ein stattlich Schloß und nannte es:

„Den Hauenstein“.

* * *

Ein elegischer, weihevoller Junius-Abend lag in seiner ganzen zauberischen Schöne über'm Tann.

Kein Wölkchen am weiten Horizonte trübte den Glanz und die durchsichtige Bläue des Äthers — kein Lüftchen bewegte die Blätter der Linde, die ihre weitschattenden Zweige über den Zwinger des Schlosses breitete, in welchem reges, munteres Treiben herrschte, und fröhliche, jugendliche Stimmen laut waren.

Ein lieblicher Kranz von zarten Jungfräulein und ritterlichen Jünglingen war beim Ballspiele allda ver-sammelt, während die Gebieterin des Hauses, eine würdige Matrone mit edlen, von ehemaliger hoher Schönheit

zeugenden Gesichtszügen, auf der Bank Platz genommen hatte, welche den mächtigen Stamm des Baumes umgab.

Nur wenige Schritte von ihr, den rechten Arm leicht auf die Brustwehr des Zwingers gestützt, lehnte ein schöner, goldlockiger Jüngling, kaum den Knabenjahren entwachsen, und schaute mit ernstem, fast düsterm Blick auf die fröhlich vor ihm sich tummelnde Gruppe hin. In seiner Linken hielt er einen Strauß von frischen Alpenblumen, die er oben an den Schlernwänden gepflückt und soeben mit kunstfertiger Hand zu einem zierlichen Ganzen verbunden hatte.

„Mein Wälti!" sprach die Edelfrau, den also Angeredeten zu sich heranwinkend und ihm zärtlich und liebevoll die erhitzten Wangen streichelnd, „du bist heute wieder den ganzen Tag im wilden Gebirg umhergeirrt, nicht achtend meiner warnenden Worte und der bangen Sorge, die ich, deine andere Mutter, für dich hege."

Ohne der vorwurfsvollen Rede sonderlich zu achten, reichte dieser der besorgten Matrone mit einem freundlichen, herzgewinnenden Lächeln seinen Strauß hin, indem er sagte: „Sieh da, Muhme — diese Blumen habe ich für dich gepflückt! Die Steinröschen sind von den Matten des Burgstall, und die Primeln holte ich von den Wänden oben im Jungbrunnthale, wo dir der Bergesalte dumpf grollend antwortet, wenn du ihn rufst. — Die weiße Alprose aber fand ich in einer Felsritze der Wolfsschlucht, wo noch nie ein wärmender Strahl der Sonne hingedrungen — darum fehlt ihr auch die frische Lebensfarbe ihrer lieblichen Schwestern."

Lange und prüfend haftete das kluge, verständige Auge der Matrone auf der seltenen Blume — dann faßte sie ihres Lieblings Hand und sagte bedeutungsvoll: „Sie kommt aus dem Banne jenes finstern Dämons, der da oben haust, und bringt kein Glück dem Finder!

Höre mich, Wälti! du bist nicht geartet, wie die Andern dort. — Du meidest ihre Gesellschaft und treibst dich tagelang in den wilden Gebirgsschluchten und in den einsamen, weltentlegenen Regionen des Tanns umher, wo dir kein menschlich Wesen begegnet und nur der finstere Uhu und die Geister des Waldes hausen. — Sag an — wie deut' ich das?"

Sinnend neigte der Jüngling sein Haupt und schaute eine Weile gedankenvoll vor sich hin, während die laue Abendluft in seinem gold'nen Haargelocke spielte, und das Licht der scheidenden Sonne seine feine, schlanke Gestalt wie mit einem Glorienscheine umgab. Dann sich hoch emporrichtend und den seelenvollen Blick auf die mütterliche Freundin heftend, entgegnete er mit Wärme:

„Sei unbesorgt! Die Wege, die ich gehe, wenn es auch einsame sind, haben das Licht des Tages nicht zu scheuen, die bösen Mächte haben keine Gewalt über mich — ich fürchte sie nicht! — In meinen Kindestagen schon, in dem stillen, entlegenen Gehöfte, wo ich aufwuchs, trieb mich ein unwiderstehlicher Drang hinaus in den Wald und hinauf nach den Bergen, deren Luft ich athmen, deren Quell mich erfrischen muß, soll ich nicht dahinsiechen und verwelken, wie die Alpenblume, die man von ihrer

Heimstätte oben am Gletscherrande hinunter in das dumpfichte Thal versetzt.

Mutter sagte, ich wäre ein Sonntagskind, von den Geistern getragen, und da müsse ich rastlos:

Wandern und wallen
Durch Wald und Feld,
Ueber Berg und Thal
Durch die weite Welt!"

* *
*

Die schöne Sommerszeit neigte sich ihrem Ende zu und herbstliche Lüfte strichen von der Saiseralpe herunter über den Tann.

Die zahlreichen Gäste von nah' und ferne, welche das gastliche Hanensteinerschloß beherbergt hatte, waren mit den Schwalben hinweggezogen, und still und einsam war es wieder im Bereiche seines Bannes.

Nur der blondgelockte Liebling der Burgfrau, der einzige Sprosse ihrer frühverstorbenen Schwester, war noch geblieben und verfolgte eifriger als je seine einsamen Wege durch Busch und Wald, nach den entlegenen Gründen des Tanns, bis hinauf zu den höchsten Zinnen der Schlernwände.

Eines Tages hatte er sich auf seinem Heimwege nach dem Schlosse sehr verspätet und irrte bei der rasch hereinbrechenden Dunkelheit in dem dicht verwachsenen Buschwerk von dem richtigen Pfade ab.

Immer tiefer gerieth er in ein fast unentwirrbares Labyrinth von mächtigen Bäumen und eng verschlungenem

Unterholz, mit zerstreut umherliegenden Felsstücken, die ihm den Weg versperrten.

Endlich gelangte er an ein still Gewässer, in welches ein klares, krystallhelles Brünnlein sich ergoß, das unweit davon der Erde entsprang. — Üppig rings umher wuchernde Kresse zeugte von der köstlichen Beschaffenheit des Quells.

In gierigen Zügen seinen brennenden Durst löschend, warf er sich, ermüdet von dem langen Umherirren, zu kurzer Rast auf das weiche, schwellende Moos hin.

Des Mondes rundes, volles Antlitz tauchte soeben über den gespenstigen Schlernzacken herauf, und sein sanftes Licht ergoß sich durch die dunklen Zweige der Tannen und Föhren über die epheuumsponnenen Felstrümmer und die spiegelglatte Fläche des Teichs.

Da däuchte ihm, als höre er tief unten am Grunde die Saiten einer Harfe erklingen — anfangs ganz leise, dann immer heller und heller, bis sich die Töne zu vollen harmonischen Akkorden verbanden, die in bezauberndem Wohlkange durch die tiefe Stille der Nacht hinrauschten.

Hoch auf horchte der Jüngling, und gleich dem wunderbaren Echo oben in den Wänden des Jungbrunnthales hallten die lieblichen Laute in seiner Seele wieder.

In diesem Augenblicke kräuselte ein Lufthauch des Wassers glatten Spiegel zu leichten Wellen, das Schilf bewegte sich, und im Silberglanze des Mondes tauchte eine zarte weibliche Gestalt aus der Fluth empor.

Reiches Haar floß ihr in goldenen Wellen über Schultern und Nacken bis zu den Füßen herab — ein

Kranz von Wasserlilien schmückte ihre Stirne, und in den Armen hielt sie das Saitenspiel, dessen Akkorde mit unwiderstehlicher Macht zu des athemlos lauschenden Ohr geklungen waren.

Wie das Flüstern der Abendluft in den Blätterkronen der Bäume war ihre Stimme, als sie sprach:

„Sei mir gegrüßt — du bist der Unsern Einer — ein lichter Geist in Menschengestalt — ein verkörpert Lied!

Getrunken hast du von dem Borne der Unsterblichkeit.

So breite deine Fittiche und schwinge dich empor mit der jubelnden Lerche zum lichten Äther, dem du entsprossen!“

Sprachlos, keines Wortes mächtig, lauschte der Jüngling den Worten der lieblichen Erscheinung, welche jetzt an ihn heranschwebend, den Weihekuß auf seine reine Stirne hauchte.

„Nimm die Harfe hier!“ sagte sie dann, ihm ihr golden Spielzeug hinreichend, „sie möge wieder erklingen, herrlicher als je, denn der Bann, der auf ihr lastete, ist gelöset, die Macht des Dämons gebrochen. — Die Nixe taucht hinab in ihr krystallnes Haus — ihr Lied lebt aber fort durch dich für alle Zeiten!“

Wie Mondlichtschimmer in den Schatten des Waldes, entschwand sie nach dieser Rede in der Tiefe des Brunnens; der Jüngling weilte aber noch lange an seinem schilfbekränzten Rande, nachsinnend der Worte, welche die Nixe zu ihm gesprochen. — Und als er sich endlich erhob, den

Heimweg zu suchen nach dem Schlosse, wollte ihm fast bedünken, als hätte er nur geträumt: allein die Harfe, die er fest in seinen Händen hielt, bezeugte ihm, daß es doch mehr als ein Traum, ein Gebilde der erregten Phantasie gewesen, was er soeben gesehen und gehört.

In später Nachtstunde erst erreichte er die Burg, wo er sich ermüdet auf sein Lager warf, kaum achtend der zärtlichen Vorwürfe, mit denen die besorgte Matrone ihren Liebling empfing.

* * *

Der zeitlich anrückende Winter mit seinen Schneestürmen, die den ganzen Tann verwehten und unwegsam machten, bannte die Bewohner des einsamen Hauensteinerschlosses in die warmen, wohnlichen Räume der alten Täfelstube, wo Herrin und Gesinde allabendlich nach der Vesperglocke beim flackernden Kaminfeuer sich versammelten und sich die Zeit mit häuslicher Beschäftigung und traulichem Gespräche kürzten.

Und wenn dann draußen die beeisten Wipfel der alten Tannen, vom Nordsturme gepeitscht, hin- und herwogten wie die Masten der Schiffe auf wild erregter See und der Schneeschauer an die Fenster schlug, dann schloß sich der Kreis enger zusammen, und die erfahrene Burgfrau erzählte gar manche Geschichte aus den alten Heldenbüchern, vom König Ortnit und dem Zwerge Alberich, von Hug und Wolfdieterich, den grimmen Riesen Singenot und Ecke und dem wunderbaren Rosengarten des Königs Laurin.

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte da der Jüngling der Wundermäre der Matrone, und des andern Tages hatte er das Gehörte in zierliche Reime gebracht und trug sie mit klangvoller Stimme vor zu den schmelzenden Akkorden seiner Harfe.

So verging allgemach der Winter. Die Tage wurden länger und laue Frühlingsluft wehte über den Tann hin, in deren Hauch der Schnee zu schmelzen begann und das Windröschen seine zarte Blüthe entfaltete unter Busch und Hecke.

Da trieb es den Ruhelosen wieder hinaus in den Wald, hin zu jenem geheimnißvollen Brunnen, wo er Tag für Tag bis zu später Dämmerstunde verweilte und der goldenen Harfe die lieblichsten Weisen entlockte.

Und siehe da! wie vor Zeiten beim Saitenspiel der Nixe, kamen die Vöglein von allen Bäumen herangeflogen, den herrlichen Tönen lauschend, die wunderbar ergreifend durch die hehre Waldesstille klangen.

* * *

Als der wonnigliche Mai mit seinen blumengeschmückten Fluren, mit seinen Blättern und Blüthen ohne Zahl auch oben in der unwirthlichen Einsamkeit des Hauensteinerschlosses seinen Einzug hielt, trat der Jüngling eines Morgens, zur Reise gerüstet, die Harfe im Arm, vor die Herrin des Hauses hin, ihr verkündend, daß er sein anderes, ihm so lieb gewordenes Heim nunmehr verlassen müsse.

„Ach Mutter!" sagte er, die Hand der würdigen Matrone ergreifend und sie heftig an sein Herz pressend,

„zürne mir nicht — ich muß ja wandern und wallen, über Berg und Thal, hinaus, hinaus — in die weite Welt!" — — — — — — — — —

Sprach es und ging — um nimmer wiederzukehren.

Einsam und lautlos lag der Tann, wie zur Zeit, als er unter dem Banne des bösen Dämons gestanden. — Er trauerte um den Geschiedenen, dem die muntern Singvöglein alle nachgezogen waren nach fernen Landen.

Durch alle Gauen des weiten deutschen Reiches erklang aber alsbald der mächtige Ton seiner Harfe, sein unvergänglich Lied, und wir sagen mit der Nymphe des Tanns:

„Er war der Unsern Einer — ein lichter Geist in Menschengestalt — eine zum Äther emporsteigende Lerche — der unsterbliche Skalde des Tirolerlandes

Walther von der Vogelweide!"



Die versunkenen Glocken.

„Ich höre ein Läuten
Tief unten im Grund,
Was mag es bedeuten,
Was thut es mir kund?“

Oberhalb Seis führt durch Wiesen und Kornfelder, an den vereinzelt stehenden Bauernhöfen vorüber, ein schmaler Gangsteig nach dem Hauensteinerwalde hinauf.

Noch bevor man zum Zaune gelangt, der die Grenzscheide bildet zwischen Wies' und Wald, liegen da und dort mächtige Steinblöcke in den Feldern zerstreut umher, die sich mehren, je mehr man sich der Waldgrenze nähert, und nach Ueberschreitung derselben oft massenhaft neben- und übereinander gehäuft daliegen.

Erhebt man den Blick zu den wilden, zerrissenen Wänden und Zacken des Schlerngebirges, die noch immer unheildrohend in die blaue Luft emporstarren, so mag man wohl gerne glauben, daß dieses Steingetrümmer einstmals verheerend von dort heruntergekommen ist, und, wie die Sage berichtet, eine ganze Stadt unter seiner erdrückenden Masse begraben hat.

Dort, wo dieser Gangsteig in den Wald einmündet, stand vor Zeiten im Schatten einer mächtigen Buche ein verwittert Bildstöcklein. Eine Bank zur Rast stand daneben, darauf saß vom frühen Morgen bis zum späten Abend ein steinalt Mütterchen, halb erblindet und fast lahm, den Vorübergehenden gegen ein kleines Almosen den „Gatter" öffnend.

Blieb man stehen, oder setzte man sich etwa gar, ein Gespräch anknüpfend, zur freundlichen, redseligen Alten auf die Bank hin, so wußte sie allerlei zu erzählen, und man erfuhr da Dinge von ihr, wovon im Dorfe unten niemand mehr eine rechte Auskunft zu geben vermochte.

Seit ihrer frühesten Jugend, wo sie den Bauern die Ziegen hütete, und später dann, als sie mit Kräutersammeln ihr spärlich Brod verdiente, trieb sie sich immer da oben umher, wo in grauer Zeit die „Heidenstadt" gestanden, von deren Bestand die alten Funde jetzt noch Zeugniß geben.

Da kann man dann, wofern man ein fein Gehör hat und überdies vielleicht ein Sonntagskind ist, nach der Versicherung der Alten das wunderbare Geläute der Glocken hören, die seit einem Jahrtausende im tiefen Grunde unten versunken liegen.

Vom Feste Maria Geburt an, wenn die Schwalben sich zur Reise nach dem Süden rüsten, bis zum Rosenkranzsonntage, wo die letzten Nachzügler den Vorangezogenen nach den fernen Gefilden folgen, lassen sich bei klarem

ruhigem Wetter, absonderlich in den Stunden vor Sonnenuntergang, die seltsamen Glockentöne vernehmen. Sie scheinen tief von unten heraufzukommen und wechseln häufig ihren Charakter. Bald hört man nur vereinzelte Schläge, bald klingen sie voll und harmonisch zusammen, wie Festgeläute, oder sie rauschen in ernsten klagenden Mollakkorden durch die elegische Stille des Abends hin. Je ruhiger die Luft, je feierlicher die Stimmung der Landschaft ist, vornämlich an den Sonn- und Festtagen, wo alle Arbeit ruht, desto deutlicher dringen die Töne aus der Tiefe herauf an das lauschende Ohr.

Man hüte sich aber, ihnen nachzugehen, denn Unheil brächte es dem Verwegenen, der dies versuchen wollte.

* * *

Ein schmucker, feiner Jägersmann aus Tisens hatte sich einmal, nach Rehen pirschend, da herauf verirrt und warf sich ermüdet zwischen den Felsblöcken auf das weiche Moos hin, wo er alsbald in tiefen Schlaf verfiel.

Wohl manche Stunde mochte er da geschlummert und geträumt haben, denn die Sonne, die vorhin noch hoch am Himmel gestanden, neigte sich, als er erwachte, bereits zum Untergange, und golden leuchtete sie über die Wiesen und Felder hin. Ein Lüftchen, kaum fühlbar, spielte in den Blättern der Bäume, die bereits schon in den bunten Farben des Herbstes schillerten. — Auf allen Wegen und Stegen war es wie ausgestorben, denn es war Sonntag, und die Leute steckten entweder in der Kirche oder im Wirthshause.

Noch nicht völlig munter von dem tiefen Schlafe, vermeinte er ein fern Geläute zu hören, erst nur mit einer, dann mit zwei und drei Glocken, bis endlich alle in vollen, feierlichen Akkorden zusammenklangen.

Er richtete sich empor und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit: das Geläute von Sais war es nicht, denn dies war ihm wohl bekannt, und andere Ortschaften gab es keine im weiten Umkreise — auch schienen die Töne förmlich aus der Tiefe der Erde herauf zu kommen.

Die Neugierde erfaßte ihn, denselben nachzugehen, und er näherte sich einer Gruppe von Steinblöcken, die kreuz und quer übereinandergestürzt dalagen. Da bemerkte er eine Spalte, die nach der Tiefe zu gehen schien, und heller und deutlicher drang hier das Geläute an sein Ohr. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn vorwärts, und er gelangte in einen hohen, geräumigen Gang, der mindestens hundert Stufen abwärts nach der Tiefe führte. Wohl blieb er einigemale zögernd stehen, da es immer dunkler und schwärzer vor seinen Augen wurde, und er gedachte dabei der Mutter, die ihn, als er noch ein kleiner Knabe war, vor dem sinnebestrikenden Geläute in den Saiserfeldern gewarnt hatte. — Doch heller und immer heller klangen die Glocken vom Grunde herauf, und er eilte wieder hastig vorwärts durch die tiefe Finsterniß, die ihn umgab.

Wie lange er so fortgewandert, was er da unten erlebt und gesehen, das wußte niemand zu sagen, niemand von ihm zu erfragen, denn als er in später Abendstunde bleich und verstört von seiner Fahrt nach der Tiefe zurück-

kehrte, war sein Geist umnachtet, sein Verstand irre, sein Haar schneeweiß geworden.

Die Sprache hatte er gänzlich verloren!

* * *

Das alte Mütterchen behauptete aus dem Geläute da unten auf kommende Ereignisse schließen zu können: Vereinzelte Glockenschläge in Pausen immer und immer wieder ertönend, bedeuten Unglück; klingen die Glocken helle und festtäglich zusammen, so giebt es eine Hochzeit im Orte, oder sonst 'was Fröhliches im Lande. Grabgeläute ist immer der Verkünder eines Todesfalles.

Ehe die asiatische Cholera zum erstenmale ins Land kam, wimmerten und wehklagten die Glocken viele Tage lang ohne Unterlaß. — So war es auch zu jener Zeit, als der treue Hofer in Mantua unter den fränkischen Kugeln seinen Geist aushauchte.

Viele Tage voraus zeigten die Glockenschläge die Mure an, welche vor Jahren Wiesen und Felder da oben verwüstete.

Als Kaiser Ferdinand in den Dreißigerjahren zur Erbhuldigung nach Tirol gekommen war, da hatte festliches Geläute in den Saiser-Feldern das frohe Ereigniß geraume Zeit voraus verkündet.

Seither sollen die Glocken, insbesondere die festlichen, verstummt sein!



Die drei Jätherinnen.

Von den „saligen Jungferlen“ weiß man auch im Hauensteiner-Tanne zu erzählen.

Diese räthselhaften Wesen sind mit unserer Volkspoesie so innig verwoben, daß sie überall darin hervortreten und in den mannigfaltigsten Gestalten in die Geschicke der von ihnen bevorzugten Menschenkinder eingreifen.

Im Gstatschhofe, oben am Fuße der blumenreichen Matten der Saiser-Alpe, stellten sich alljährlich am Dreifaltigkeits-Sonntage drei Dirnen ein, um sich als „Jätherinnen“ zu verdingen. Sie waren den Insassen wohl bekannt und stets bereitwillig von ihnen aufgenommen, denn sie waren bescheiden und genügsam in ihren Ansprüchen, aßen nur schwarzes Brod und ungekochte Milch und nahmen kein Geld zum Lohne, denn am Gelde, sagten sie, klebe Blut!

Am frühen Morgen mit dem ersten Glockenschlage waren sie schon bei ihrer Arbeit und jätheten den Flachs, der unter ihren fleißigen Händen vorzüglich gedieh.

Dabei pflegten sie kein Wort zu sprechen, sondern nur leise vor sich hin zu singen, wobei ihre Stimmen

lieblich und harmonisch ineinanderklangen, daß man ihnen gerne lauschen mochte, wenn man auch vom Sinne wenig oder nichts verstand.

Sprach man sie an, so gaben sie jedermann freundlich Antwort, ohne dabei von ihrer Arbeit aufzusehen, oder ein Wort mehr zu sagen, als gerade nöthig war.

Fragte man sie, woher sie kämen, so sahen sie einander verlegen lächelnd an, worauf Eine für Alle entgegnete: „Ich komme von der Sonne, diese da vom Mond, und jene dort vom Abendstern!"

Forschte jemand nach ihren Namen, so sagte die Erste, ich heiße „Rathe!", die Zweite: „Ich hatte keine Pathe!", die Dritte: „Ach, daß ich's vergaß, wie schade!"

Pünktlich nach dem Vesperläuten stellten sie ihre Arbeit ein und begaben sich in ihre Kammer zur Ruhe, die Thüre sorgsam hinter sich verschließend.

Eine neugierige Magd, welche sie durch das Schlüsselloch beobachten wollte, mußte ihren Vorwitz mit dem Verluste ihres Auges büßen.

An Sonn- und Feiertagen ruhten auch sie von der Arbeit — doch sah man sie in keiner Kirche; auch mieden sie aus Furcht vor dem „wilden Jäger" den finstern Tann.

Arm in Arm wandelten sie aufwärts nach den sonnigen Halden der Saiser-Alpe und saßen dort den ganzen Tag auf der Höhe des Burgstalls, Kränze aus Daphne und Alpenrosen windend, und ihre einfachen, zum Herzen sprechenden Weisen singend.

Ehe es zu dunkeln begann, begaben sie sich auf den Heimweg und hiengen in der kleinen Kapelle, die unweit des Hofs am Wege stand, ihre Kränze auf.

Wenn die Zeit heran kam, wo die Tage kürzer wurden und die Alpwiesen oben sich zu bleichen begannen — wenn die Hirten abzogen nach dem Thale und die Schwalben sich zur Reise nach dem Süden rüsteten, dann war auch die Arbeit der Dirnen zu Ende, und sie legten Haue und Rechen kreuzweise vor die Schwelle des Hofes hin, andeutend, daß auch sie nun heimwärts wollten. Sie saßen alsdann in ihrem Feiertagsgewande, mit Rosmarinzweigen geschmückt, vor der Thüre des Hauses und warteten geduldig, bis ihnen der bedungene Lohn, bestehend in einigen Strängen sauber gehächelten Flachses, eingehändigt wurde, worauf sie, ohne sich mit einem Worte zu verabschieden, still vergnügt von dannen zogen.

So lange die drei Dirnen sich auf dem Hofe einfanden, und dies geschah viele Jahre hindurch, war niemals ein Mißwachs; alles gedieh vortrefflich, besonders der Flachs, der nirgends so schön gerieth, wie hier. Der Winter war milde und von kurzer Dauer, und selbst Trauben von seltener Güte reiften an den, vor den rauen Schlernwinden geschützten, sonnigen Geländen.

Einmal waren die drei Dirnen nicht wie sonst am Dreifaltigkeitstage, sondern geraume Zeit später nach dem Hofe gekommen. Sie sagten, es werde nicht viel zu jäthen geben, weil ein heißer, trockener Sommer bevorstünde. Sie hätten das am Kraute der Farre gesehen,

welches schon am Tage Maria Verkündigung völlig entwickelt gewesen wäre, denn:

„Farre im März,
Sengt der Pflanze das Herz!“

Und so war es auch. — Wochen und Monde hindurch stand die Sonne am wolkenlosen Himmel — kein erfrischender Regen, kein Thau fiel auf die junge Saat, und wenn sich dann und wann ein Wind erhob, so war er trocken und heiß wie aus einem Backofen, daß alles unter seinem Odem dahinwelkte und verschmachtete. — Der Flachs, der sonst oft mehr als halbe Manneslänge erreichte, blieb kaum eine Spanne hoch und fristete trotz der sorgfältigsten Pflege ein kümmerlich Dasein.

Die Dirnen sangen nicht mehr bei ihrer Arbeit; sie schienen traurig und tief bekümmert, und manche Thräne rollte als Thauperle auf die verdorrte Saat.

An den Sonn- und Festtagen wanderten sie nicht mehr zur Alpe hinauf; still und in sich gekehrt saßen sie unter dem Kirschbaume vor dem Hause und schauten nach den Wolken aus, die sich noch immer nicht sehen lassen wollten, einen befruchtenden Regen verheißend.

So war unter Hoffen und Bangen der Sommer dahin geschwunden, und es ging wieder auf den Herbst zu.

Die drei Dirnen hatten ihr Arbeitsgeräthe wieder vor die Schwelle hingelegt und standen zur Abreise bereit vor dem Hause da. Sie waren aber in ihrem Werkeltagsgewande und mit keinen Rosmarinzweigen geschmückt — auch erwarteten sie sich keinen Lohn, da die ganze Flachsernte völlig mißrathen war.

Als sie sich jedoch anschickten, den Hof zu verlassen, händigte ihnen die Bäuerin wie anderemale die Flachsstränge ein, die eher noch schwerer und voller waren, als sonst, und dazu noch schönes ungesalzenes Weckenbrod, das sie eigens für sie gebacken. Dabei empfahl sie ihnen, nächsten Sommer ja gewiß wieder zu kommen.

Darüber schienen die Drei hocherfreut, und als sie Arm in Arm den Weg einschlugen, der gen Sais hinunter führt, hörte man sie wieder ihren leisen Gesang anstimmen, der in der lauen Herbstluft melodisch durch den Wald hinklang.

Im kommenden Jahre stellten sich die Dirnen wieder pünktlich auf dem Hofe ein, und zwar genau um so viel Wochen früher, als sie im vergangenen Sommer zu spät gekommen waren.

Diesmal gerieth der Flachs besser als je, und der Ausfall, den die Bäuerin an ihrem Leinenvorrathe erlitten, kam doppelt und dreifach wieder herein.

* * *

Wie alles in der Welt wechselt, so wechselten auch die Besitzer des Gstatsch-Hofes.

Die alten Leute waren kinderlos gestorben und der Hof in andere Hände gekommen. Der nunmehrige Eigenthümer war ein roher, dem Trunke ergebener Mensch, und sein Weib galt für eine Hexe, die mit dem wilden Jäger des Tanns ein „Bandel" habe.

Einmal waren die Dirnen noch gekommen, hatten aber eine so rauhe Behandlung erfahren, daß sie gleich wieder von dannen zogen und nie mehr wiederkehrten.

Mit ihnen waren aber auch Glück und Segen, der frühere Wohlstand von dem ehemals so schönen Besitze geschwunden; die fetten Gründe verödeten, die Saaten verwilderten, weil sie nicht mehr durch die fleißigen Hände der „drei Jähterinnen" gehegt und gepflegt wurden, und um das Maß des Unheils voll zu machen, ging ein Muhrbruch nieder, der Hof und Güter verwüstete und fast dem Erdboden gleich machte.

In späteren Jahren wurde der Hof wohl wieder aufgebaut — doch konnte er nie wieder zu seiner früheren Blüthe gelangen; die ehemalige Fruchtbarkeit war geschwunden — es fehlten die sorglichen segenspendenden Hände der

„saligen Jungferlen!"



Der Schlernsiedler.

Ganz oben an den himmelhohen Felshängen des wilden Schlerngebirges, wo nur noch vereinzelte Zirben und Weißtannen, die letzten Ausläufer des Hauensteiner-waldes, stehen, und im hohen Sommer, wenn unten an den Gehöften bereits die Kirschen reifen, noch Flecken alten Winterschnees unter den dunklen Legföhren hervor-glänzen, kann man an einer versteckten Stelle eine ziem-lich tief in den Fels hineingehende Grotte sehen, für Holzknechte und Jäger ein willkommener Unterschluf, wenn sie von einem plötzlichen Unwetter hier oben überrascht werden.

Man heißt es da im „Klausnerloch".

Unweit davon entspringt ein klares Brünnlein, das gleich unterhalb der Grotte wieder in der Erde versickert. Das frische, krystallhelle Wasser ist ein köstlicher Labe-trunk für Menschen und Thiere, und von weiter Ferne kommen die Vöglein hieher geflogen, daran zu nippen und ihre Schwingeu darin zu baden.

Vormals soll hier eine Siedlerhütte und ein Kirchlein gestanden haben, wovon aber längst schon jede Spur ver-schwunden ist.

Zur Zeit, da Maximilian, genannt der letzte Ritter, die dornige Krone des deutschen Reiches trug, erschien einstmals in später Abendstunde ein fahrender, landfremder Mann vor dem Thore des Hauensteinerschlosses und bat um Einlaß und Herberge für die Nacht.

Er trug ein Pilgerkleid mit Stab und Muschelhut — darunter jedoch, nach Art der damaligen ritterlichen Palästinawaller, ein feines Drahthemde und ein gemsledern Wams. Am reichverzierten Gurt hingen Dolch und Schwert, und eine wohlgespickte Geldtasche daneben.

Den Staub von seinen Füßen schüttelnd, frug er sogleich nach dem Herrn des Hauses, den er insgeheim zu sprechen verlangte, weil er ihm Wichtiges zu eröffnen habe.

Wohl eine Stunde dauerte die Unterredung. Darauf sah man den Burgherrn seinen Gast ehrerbietig nach der Schloßkapelle geleiten, wo derselbe am Bilde des Gekreuzigten Schwert und Wehrgehänge, sammt Koller und Drahthemde aufhing und eine reichliche Spende aus seiner Tasche in den Opferstock gleiten ließ.

Darauf betete er lange und inbrünstig, und bat, nachdem er einen Imbis genommen, der nächtlichen Ruhe pflegen zu dürfen.

Am frühesten Morgen sah man ihn in Begleitung seines Wirthes und etlicher Werkleute hinauf nach dem Gebirge wandern, wo er sich an jener Stelle die Klause mit dem engen, getäfelten Stübchen, und das schmucklose Kirchlein errichten ließ, um in tiefer Abgeschiedenheit von

aller Welt in frommer Beschaulichkeit seine Tage allda zu beschließen.

Seither bekam man den räthselhaften Fremdling nur selten mehr zu Gesicht, denn nach dem weltentlegenen Punkte da oben, wo nur der Adler horstete und die Gemse weidete, verirrte sich nicht leicht ein Mensch, und er selbst vermied es, sich bei Tage unten sehen zu lassen. Nur zur Nachtzeit schlich er sich in die Hütten der Armuth und des menschlichen Elends, und er erschien da nicht allein als Tröster mit salbungsvollen Worten, sondern als werkthätiger Helfer und Erretter. Er heilte mit seinen wunderthätigen Kräutertränken die Gebresten der Kranken und linderte mit reichen Gaben der Armen Noth.

Seine Herkunft und Vergangenheit blieb für alle Welt in ein tiefes, geheimnisvolles Dunkel gehüllt, mit Ausnahme des Gebieters von Hauenstein, der ein unverbrüchlich Schweigen darüber beobachtete.

Um so geschäftiger waren die Zungen, die seltsamsten und abenteuerlichsten Gerüchte über ihn zu verbreiten: So witterten sie hinter ihm den Johanniter-Großmeister Peter von Aubussen, den heldenmüthigen Vertheidiger von Rhodus, der sich vor seinen eigenen Ordenspriestern hieher geflüchtet habe, oder sie vermeinten den räthselhaften „Weißkunig“ in ihm entdeckt zu haben, von dem in jener Zeit so viel gedichtet und gefabelt wurde. Endlich behaupteten sie gar, er wäre kein Geringerer, als der ritterliche Max selbst, der welt- und regierungsmüde sich in die Einsamkeit dieser Alpenwildniß zurückgezogen habe,

um allhier in Gottes hehrer Natur, aller Herrschersorgen ledig, den Abend seines vielbewegten Lebens zu verbringen.

War auch all' das nur müßiges Gerede, so schien es doch zweifellos, daß der Siedler, ein Mann von hoher Begabung, voreinst eine hervorragende Stellung in der Welt bekleidet haben mochte. — Tief eingeweiht in die geheimen Kräfte der Natur, in alle Eigenschaften der Thiere und der Pflanzen, vermochte er aus dem Fluge der Vögel und anderen Wahrzeichen die kommenden Dinge vorauszusehen, und zu erforschen, was die Zukunft in ihrem Schooße berge. Und was seinem Seherblick entging, das hinterbrachten ihm die „Wichtelen" (Waldzwerge), mit denen er in beständigem, vertrautem Verkehre stand.

Mit der Wart und Pflege seines kleinen Gärtchens, worin die seltensten Blumen blühten, die er von den steilen Schlernwänden heruntergepflanzt — und mit Ausschmückung der kleinen Kapelle, worauf er große Sorgfalt verwendete, schwand ihm der Tag; und abends saß er dann im Glanze der niedergehenden Sonne vor seiner Hütte, den Blick unverwandt nach den goldig schimmernden Firnen der fernen Berge gerichtet, und mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme zu den Saiten seiner Harfe singend:

„Als noch in dem Strom des Lebens
Rastlos meine Barke trieb,
Sucht' ich all' mein Heil vergebens,
Und das Glück mir ferne blieb.

Aber hier in stiller Zelle,
Sieh — da hat's mich heimgesucht,
Ob der Sturm auch peitscht die Welle —
Mich schützt hier die sich're Bucht.

Wenn dann abends röthlich strahlen
Strom und Auen weit und breit,
Friedenspalmen mich umwallen
Hier in sel'ger Einsamkeit,

Dann blick' ich hinaus so gerne,
Erdensorge drückt mich nicht,
Und ich schau in weiter Ferne
Alles im verklärten Licht!"

Bei anbrechender Dunkelheit verrichtete er im Kirchlein seine Vesperandacht — und des Glöckleins Silberton klang helle über den dämmernden Tann hin, während der elegische Gesang der Amsel antwortend widerhallte von den dunklen Wipfeln des Hochwaldes.

So vergingen Jahre um Jahre! —

Des Siedlers graugesprenkelter Vollbart war schneeweiß geworden, und das Antlitz begann die tiefen Furchen des Alters zu zeigen. Der stolze Nacken war gebeugt, und der Stab mußte ersetzen, was die Füße nicht mehr zu leisten vermochten. —

Nach einem ungewöhnlich langen und rauhen Winter hatte Heros Lenz sein heiteres Banner entfaltet in Wald und Flur.

Auch oben an den starren Schlernwänden begann es wieder zu knospen und zu keimen. Die liebliche Primmel entfaltete ihre duftenden Blumenkelche, und die schlanken Lärchenschößlinge waren vom ersten zarten Grün angehaucht. Käfer und Bienen summten durch die abendliche Luft.

Der Siedler hatte im Kirchlein sein Gebet verrichtet und einen frischen Eibenkranz um das Bild der Himmelskönigin gewunden. Jetzt saß er mit gekreuzten Armen vor der Thüre seiner Klause forschenden Blick's einen endlos langen Zug von Wildtauben verfolgend, der langsam und stetig vom fernen Süden herankommend, plötzlich wie von einem jähen Schreck erfaßt, die Richtung änderte und nach der Seite abschwenkte.

Bedenklich schüttelte er das Haupt, denn eine schlimme Vorbedeutung erschien ihm dieses Zeichen.

Und so kam es auch:

Es trat eine große Dürre ein, daß alle Quellen versiegten, alle Bäche vertrockneten. Monatelang war kein Wölkchen am Himmel zu sehen, kein befruchtender Regen, kein Thautropfen erfrischte das schmachtende Erdreich. Wiesen und Felder glichen einer trostlosen Wüste, und selbst die Flechten und Moose in den schattigen Gründen des Tanns zeigten die fahle Farbe des Todes, denn unter dem glühenden Hauche des Südwinds war alles Pflanzenleben bis zu den Wurzeln dahingewelkt.

Dann kam ein großes Sterben ins Land, von dem die Menschen zu Hunderten und Tausenden hingerafft und ganze Städte und Ortschaften entvölkert wurden. Hoch und Nieder, Arm und Reich wurde ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes von der schrecklichen Seuche gewürgt, und Menschen, die am Morgen noch in der Fülle der Gesundheit einherschritten, lagen abends als schwarze, entstellte Leichen auf dem Schragen.

Dem Siedler griff des Volkes Noth und Elend tief ins Herz, und mit der Rüstigkeit der Jugend sah man ihn nun von Hof zu Hof, bis zur entlegenen Berglerhütte wandern, absonderlich den Armen Trost und Hilfe bringend, so weit menschliches Können und Wissen es vermochte.

Dabei halfen ihm die guten, menschenfreundlichen Zwerglein nach besten Kräften, indem sie ihm die heilkräftigen Kräuter und Wurzeln zutrugen, und in der Bereitung von Tränken und Latwergen für die Kranken mit großer Anstelligkeit an die Hand giengen, sowie auch in der Pflege der letztern, woran es oft so sehr gebrach.

Den ganzen Sommer hindurch, bis spät in den Herbst hinein, wüthete die entsetzliche Krankheit, und in manchem Gehöfte blieb keine menschliche Seele von ihr verschont. — So war im Gstatschhofe von den sieben männlichen Bewohnern nicht Einer am Leben geblieben, und es mußten die Weiber die Verstorbenen zum entlegenen Pestfriedhofe tragen. — Erst mit dem Eintritte des Winters erlosch die Seuche gänzlich, und die Menschen, von dem schrecklichen Würgengel erlöst, konnten wieder froher aufathmen.

Nun konnte der Siedler wieder rasten, und es that ihm noth — denn die Ueberanstrengung im Dienste der leidenden Menschheit hatte seine Gesundheit untergraben, seine Kräfte aufgezehrt.

Da schien es, als sollte in seinen letzten Lebenstagen sich der Schleier lüften, der über seinen Stand und seinen Namen gebreitet lag:

Kaiser Max, der gerade zu Innsbruck Hof hielt, hatte von dem Siedler am Schlern gehört, und eines Tages erschien er mit glänzendem Gefolge vor seiner Klause, den Einsamen mit seinem Besuche überraschend.

Als er desselben ansichtig wurde, entfärbte sich sein Gesicht, und dem Gefolge winkend, daß es zurückbleiben möge, ergriff er rasch des Siedlers Hand, die enge, niedere Zelle mit ihm betretend, wo die Beiden lange, lange in eifrigem Gespräche zusammen verweilten.

Als sie endlich wieder aus der Hütte traten, hatte des Kaisers Antlitz einen ernsten, tief bekümmerten, jenes des Siedles einen erhabenen, feierlich verklärten Ausdruck.

„Du willst also nicht —“ sagte der Fürst mit leiser, fast flehender Stimme, „und doch — ich hätte dein jetzt dringender als je bedurft!“

Der Klausner neigte einen Augenblick, wie in tiefes Nachsinnen versunken, sein silberbehaartes Haupt — dann es hoch erhebend, entgegnete er:

„Ich habe meine Rechnung mit der Welt abgeschlossen. — Möge der da oben dich erleuchten und alles zum Besten für dich und deine Völker lenken. — Er erhalte dich!“

Mit einem kurzen aber beredten Händedruck trennten sich die beiden Männer.

* *
*

Ein rauher Winter war ins Land gekommen, und tief verschneit waren Berge und Thäler. — Eine mond-

und sternenhelle Januarnacht lag ausgebreitet über den beeisten Wipfeln des Tanns, und der Siedler, zu später Stunde noch wachend, stand am kleinen Fensterlein der Zelle, nach dem Monde ausschauend, dessen klare, volle Scheibe am untern Rande einen dunklen Fleck zeigte, der allmälig sich erweiternd, nach und nach das glänzende Gestirn gänzlich verdunkelte.

Da pochte es leise an die Thüre, und herein trippelten die bärtigen Männlein des Tanns, sieben an der Zahl, und stellten sich im Kreise um ihn her. Verzweiflungs-voll rangen sie die Hände, und sich die grauen Haare zerraufend, jammerten sie:

„Sieh dort den Mond, wie Blut so roth,
Verkündend uns die neue Noth!
Er ist dahin — er ist dahin!
Das geht uns nicht mehr aus dem Sinn.
Heute noch, und nimmermehr —
Regiert uns Max, der edle Herr!"

Darauf flehten sie inständig, er möge das Glöcklein läuten und für die abgeschiedene Seele des Kaisers beten, der soeben im fernen Städtchen Wels seinen Geist auf-gegeben habe.

Die Nachricht von Maxens Hinscheiden verbreitete sich bald wie ein Lauffeuer durch alle deutschen Lande und rief überall Trauer und Bestürzung hervor.

Der Klausner war von ihr auf das schmerzlichste betroffen und versank in tiefe Schwermuth, die er nicht mehr zu bewältigen vermochte.

Stundenlange saß er, trübe vor sich hinbrütend, in der Ecke seiner Zelle, oftmals tief aufseufzend, oder zur Harfe greifend mit leiser Stimme das Klagelied anstimmend:

„O Max, du hehres Ritterbild,
Du deutscher Ehre Wehr und Schild!
Soll nimmer dich mein Auge seh'n?!
Ach, daß von uns du mußtest geh'n!

Nacht ist's geworden in dem Reich,
Da du nicht mehr, dem Keiner gleich,
Und was der Barde Hohes sang,
Mit dir, mein Theuerdank! verklang.

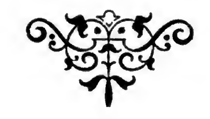
Rasch verfielen seine Kräfte, und als der Frühling wiederkehrte, und der weite Tann widerhallte vom Schlag der Finken und der Drosseln, da hatten ihn die getreuen Zwerglein an einem verborgenen Plätzchen unten im Walde in die kühle Erde gebettet, niemand wußte — wo!

Die Siedelei stand seither öde und verlassen, denn selbst unter den vielen weltscheuen Mönchen schien doch keiner Lust zu verspüren, seine Tage da oben an den rauhen, unwirthlichen Schlernwänden zu verbringen.

Später wurde Klause und Kapelle von landfahrendem Gesindel, das da Schätze verborgen glaubte, nächtlicher Weile vom Grunde aus zerstört.

Das Glöcklein aber, das die Waldmännlein unter dem Schutte hervorggruben, brachten sie nach der höchsten Schlernzinne, wo es mit aller Macht von ihnen geläutet wird, wenn irgend ein Unheil droht.

Als vor Jahren die Prozessionsraupe in dieser Gegend erschien und ihren geliebten Wald zu verheeren drohte — da hörte man drei Tage und Nächte hindurch ohne Unterlaß des Glöckleins wimmernden Klageton, der fast nicht mehr verstummen wollte.



Das Quatemberlichtlein.

Auf den Saiser Feldern treibt sich nächtlicher Weile zu gewissen Zeiten eine arme Seele um: Man erzählt sich, daß sich viermal des Jahres, in der Quatemberwoche ein Lichtlein sehen lasse, das hinter dem alten Pestfriedhofe hervorkommend, kreuz und quer durch die Felder schwebt, und späte Wanderer, die sich von ihm irre leiten lassen, zu ihrem Verderben in den Moor lockt. —

Drei Dirnen hatten sich bei ihrer Arbeit sehr verspätet, und traten erst bei tiefer Dämmerung ihren Heimweg nach dem Dorfe an. — Sie scherzten und plauderten miteinander und trieben allerlei Kurzweil. —

„Seht dort", rief plötzlich Eine von den Dreien, indem sie stille stand und mit der Hand nach der Seite wies, „seht das Licht dort unten, wie es hin und her tanzt und dann wieder einen Satz in die Höhe macht, g'rad wie der Vergöter-Wast beim Schuhplattlen!" „Das ist wohl der Deine!" spottete die Zweite, indem sie die andere mit dem Ellenbogen stieß und hell auflachte, „er sucht mit der Stalllaterne seine Herzallerliebste, um ihr fein säuberlich heimzuleuchten." Die Dritte

meinte aber etwas kleinlaut, man sollte über derlei Erscheinungen denn doch nicht witzeln und scherzen, sondern ein stilles „Vater unser" beten und „fein stat" vorüber gehen. —

Dieser Ansicht stimmte auch die Erste bei und erinnerte, daſs schon die „Ahnl" oft von dem Lichtlein erzählt habe, das die abgeschiedene Seele einer Rittersfrau wäre, die ihrem Gatten die Treue gebrochen und von diesem bei einem Stelldichein überrascht und sammt ihrem Buhlen ermordet worden sei. — Dies wäre, wie heute, an einem Quatembertage geschehen und nun fände die Sünderin keine Ruhe im Grabe und irre als Lichtlein umher, ihren erschlagenen Buhlen suchend. —

Damit verfolgte sie mit ihrer andern Gefährtin ihren Weg. — Die Zweite stach aber der Vorwitz — sie blieb stehen, um nach dem Licht umzuschauen; als dasselbe jedoch plötzlich ganz nahe an sie heran kam, befiel sie ein Grauen — sie griff in den Sack, holte ihren Rosenkranz hervor und fieng laut zu beten an. — Da nahm die arme Seele menschliche Gestalt an — eine blasse, schöne Frau stand vor ihr in altmodischer Gewandung mit hohem Spitzenkragen und langer Schleppe und bot ihr mit einem flehentlichen Blicke ein zierliches kleines Kästchen dar; die Dirne aber, ganz verwirrt vor Furcht und Angst, stieß es mit einem lauten Schreckensrufe weit von sich und lief Hals über Kopf ihren beiden Gefährtinnen nach, ihnen fast athemlos das Vorgefallene mittheilend. — Die Eine schien doch etwas ungläubig und meinte, sie hätte in ihrer erhitzten Phantasie einen

Kornschober für einen Geist angesehen. — Die Andere schalt sie aber, daß sie das Kästchen nicht genommen habe — sie hätte damit ihr Glück von sich gestoßen und obendrein verabsäumt eine arme Seele von ihren Qualen zu erlösen.

Die drei Dirnen ruhen längst da drunten im stillen Dorfkirchhofe — das Lichtlein geht aber noch immer um und kann zu keiner Ruhe kommen. — — —



Der irrende Schatten.

Wenn du im ersten Grauen des werdenden Tages, noch ehe die Betglocke erklungen, den finstern Tann durchwanderst, wirst du so manches sehen und hören, was dir nicht geheuer erscheint und dein Herz erbangen, deine Haut schauern macht. — Neben dem schmucklosen Kreuz, das die Stelle bezeichnet, wo der Wildschütze durch die Kugel des Jägers geendet, sitzt eine dunkle Gestalt, den Kopf tief zur Brust geneigt; drei Blutstropfen fließen darüber herab und röthen die Erde zu den Füßen. — Gehst du vorüber, ohne ein Vaterunser zu beten, so seufzt die arme Seele tief auf, daß es einem schier das Herz zerbrechen möchte.

Eine Stimme aus der Tiefe des wilden Forstes ruft dir ein dreimalig „Wehe!" zu, und wanderst du fürbas, ohne ein Kreuz zu schlagen, so stolperst du über eine Wurzel und brichst ein Bein. — Stehst du mit deinem Gewehre auf dem Pirschstande, dort, wo die Wege sich kreuzen, so springt ein Rudel grauer Katzen mit zusammengeknüpften Schwänzen auf dich los, und wehe dir und deinem Hunde, hast du keine geweihte Kugel in dem Laufe!

In der Abenddämmerstunde dann, wenn der Vesperglocke letzter Ton verklungen ist und die bleiche Mondessichel am Himmel steht, beflügle deine Schritte, wofern du noch im Tanne weilst und du nicht Schaden leiden willst an Leib und Seele. — Siehst du durch den Busch ein Lichtlein flimmern, so lass dich nicht verleiten, ihm nachzugehen, vermeinend, ein gastlich Dach zu finden; du würdest von ihm in den Moor gelockt werden und elend zu Grunde gehen. — Führt dich dein Weg am Hauensteiner Schlosse vorüber und du hörst die leisen Accorde einer Harfe erklingen, bleibe nicht stehen, den Tönen zu lauschen — es könnte dir sonst ergehen wie dem einzigen Sohne des Firgler Bauern, der von dem Harfenspiele bethört in Irrsinn verfiel und immerfort die versunkene Glocke von Sues zu hören vermeinte, bis ihm selbst das Zügenglöcklein geläutet ward.

Wenn dir aber der „irrende Schatten" begegnen sollte, noch ehe du die Kapelle am untern Ende des Waldes erreicht, so schlage eilig drei Kreuze und verdopple deine Schritte, ohne dich nach ihm umzusehen — sonst wäre es um dich geschehen. —

Höre, was sich da eignete, als noch der alte Tann gestanden mit seinen Waldgreisen und den finstern geheimnißvollen Gründen, wohin kein Sonnenstrahl drang und selten nur ein menschlicher Fuß sich verirrte:

Es war schon spät im Herbste und die schlanken Birken und Erlen hatten ihren Blätterschmuck den Winden überlassen, die stoßweise oft mit wildem Ungestüme vom Gebirge herunter über den Tann hinfuhren, manch' alten

bemoosten Stamm entwurzelnd und zu den gefallenen Brüdern werfend, die überall kreuz und quer umherlagen, von des Alpsturms rauher Hand gefällt. — Die munteren Sänger des Waldes waren längst nach den südlichen Gefilden gezogen — was zurückgeblieben, war lichtscheues, sangesfeindliches Gesindel, in finsteren Löchern und Höhlen hausend und nur Nachts auf Raub und Mord ausziehend.

Ein später Wanderer irrte durch das Dunkel der einbrechenden Nacht, mit hastigen, unsicheren Schritten den verworrenen, von vielen Kreuzwegen durchbrochenen Pfad in der Richtung nach dem Thale verfolgend.

Sein Antlitz war von einer geisterhaften Blässe und die schwarzen Haare flatterten lose im Winde — scheu spähte sein dunkles unstetes Auge nach allen Richtungen umher. Jetzt stand er plötzlich stille, tief aufathmend und sich den kalten Schweiß von der Stirne wischend. Von der Ferne her vermeinte er den Ton eines Glöckleins zu hören und die gastlichen Mauern des Hauensteiner Schlosses über den dunklen Wipfeln der Bäume hervorglänzen zu sehen; doch es war nur eitle Täuschung und nichts weiter, als das Stöhnen und Aechzen des Windes in den Büschen und die wettergebleichte Fläche eines Felsstückes, das über den Tann emporragte. Wieder eilte er hastig vorwärts, doch war er in der Dunkelheit gänzlich vom Pfade abgeirrt und oftmals strauchelte er über die Wurzeln, die sich um seine Füße schlangen, oder über das Geäste, das ihm den Weg verlegte.

Nun glaubte er ein Licht durch das Dunkel schimmern zu sehen — als er jedoch näher kam, war es nur Leuchtholz vom modernden Stamme einer Esche.

Der Mond, der sich hinter einem Heere fliehender Wolken verborgen hatte, trat jetzt auf einen Augenblick hervor, dem nächtlichen Wandler grell in das bleiche verstörte Antlitz leuchtend, der plötzlich, wie von Schreck gelähmt, starr und regungslos dastand, das Auge auf eine Erscheinung gerichtet, die aus der Tiefe des Waldes auftauchend, näher und näher kam und endlich auf kurze Entfernung vor ihm stille hielt.

Es war kein Mensch und kein Thier, kein dräuender Riese, kein flammenspeiender Eber und keine Katze mit feurigen Augen; es waren nur die dunklen Umrisse einer aufrechtstehenden menschenähnlichen Gestalt, ohne Farbe, ohne Leben, körperlos und ungreifbar — ein wandernder Schatten! — —

Des Mondes Scheibe hatte sich wieder hinter einem Wolkenschleier verborgen — ein heftiger Windstoß fuhr brausend über den Wald hin und eine mächtige Eule flatterte, ihren kurzen, klagenden Schrei ausstoßend, aus dem Busche auf. — Fernher drang das Geheul eines Wolfes durch die Stille der Nacht.

Der Schatten winkte dem Wanderer ihm zu folgen und schwebte geräuschlos vor ihm her, die Richtung aufwärts nach den Schlernzacken einschlagend, deren Riesengestalten ab und zu aus den Nebeln emportauchten.

Willenlos, mit berganstrebendem Haare folgte ihm dieser durch das schaurige Dunkel; immer rauher und

unwegsamer wurden die Pfade — durch das Gerölle eines ausgetrockneten Wildbaches gieng es steil empor nach einem Labyrinthe von heruntergestürztem Steingetrümmer und riesigen Felsstücken, die wirr übereinandergehäuft den Aufstieg hemmten.

Endlich gelangten sie zu einer Lichtung, wo der Wald aufhörte und nur knorriges Krummholz und vereinzelte Zirben zwischen den Steinwänden wucherten.

Hier hielt der Schatten inne und sprach:

„Wir sind zur Stelle! höre denn, was ich dir zu sagen habe:

Dort, wo jetzt dein flüchtiger, unsteter Fuß weilt, traf vor Jahrhunderten den letzten Gebieter Hauensteins der Todesstreich von fluchwürdiger Bruderhand. — An jenem Steine, mit der klaffenden Wunde zur Erde hingesunken, endete er ohne Gebet, ohne priesterlichen Trost — dort floß in Strömen sein Herzblut über den Boden hin. — Sein letztes Röcheln war der Fluch, der den Mörder Abels hinaustrieb in die Welt, der ihn verfolgte, bis an sein unselig Ende und ihm keine Ruhe läßt im Grabe.

Flüchtig, sonder Rast und Ruh irrte dieser umher auf dem weiten Erdkreise. — Kein gastlich Dach nahm ihn auf, keine mitleidige Seele erbarmte sich seiner, denn er trug das Merkmal Kains an der Stirne.

Selbst der heilige Vater in Rom wies den Verzweifelnden zürnend von sich. —

Hier, an der Stätte seiner Unthat, machte er seinem qualvollen Leben durch einen Sturz in die Tiefe ein Ende —

doch sein Geist kann keine Ruhe finden und muß als Schatten durch den nächtigen Tann irren bis Einer kommt, auf dem derselbe Fluch lastet, der ihn in das Verderben getrieben. —

Seit Jahrhunderten harre ich meiner Erlösung, denn der Fluchbeladene, von dem ich sprach, der irrende Schatten — bin ich!" —

Der nächtliche Wanderer war während der Rede des Geistes in sich zusammengesunken, die geballte Faust krampfhaft an die Stirne gepreßt. — Als dieser geendet, hob er das Haupt, und der Wahnsinn stierte aus seinem unheimlichen Auge.

„Du bist erlöset!" rief er mit schriller, markdurchdringender Stimme, die schauerlich von den Felswänden wiederhallte, „auch an meinen Händen klebt Bruderblut, das kein Priester sühnen, kein Weihbrunn wegwaschen kann!"

Der Schatten verschwand und von Sais herauf hallte der Ton der Betglocke; ein gellender verzweiflungsvoller Aufschrei drang aber von oben durch das erste Grauen des Tages, dem eine bange Todesstille folgte.

Holzfäller fanden nach Wochen den zerschellten Körper eines fremden, unbekannten Mannes am Fuße der hohen Schlernwand. — Sie gruben ihm ein Grab an derselben Stelle und setzten ein Kreuzlein drauf; doch es war des andern Tages verschwunden — die Wölfe hatten die Leiche herausgescharrt und bis an wenige Knochenreste verzehrt.

Der irrende Schatten soll aber nach wie vor im Tanne sich sehen lassen und nächtliche Wanderer schrecken.

Das verwunschene Schloß.

Habt ihr noch nie von diesem räthselhaften Schlosse gehört? D'rinn im Tanne steht es auf ödem Grunde — wo? dies weiß kein Mensch zu sagen. — Wer es suchen wollte, der findet es nicht, wer sich aber zufällig in seinen Bereich verirrte, kam nicht leicht wieder von dort zurück, um berichten zu können, was er allda gesehen und gehört.

Man erzählt sich von einem herumwandernden Spielmanne aus dem benachbarten Grödner Thale, der an einem schwülen Sommertage mit seiner Drehorgel von der Saiser-Alpe heruntergekommen war, wo er dem lustigen Mahdervolke die Woche über nach Feierabend zum Tanze aufgespielt hatte.

Die Augustsonne brannte ihm glühheiß auf's Genick und der schwere Leierkasten drückte ihm fast den Rücken wund.

Als er den Wald erreicht hatte, machte er Rast, und seiner schweren Bürde sich entledigend, streckte er sich im Schatten einer Fichte behaglich auf das weiche Moos hin.

Vor ihm breitete sich eine mit Disteln und Brombeergesträuchen bewachsene Lichtung, in deren Mitte ein

Tümpel lag, worin die Frösche und Unken quackten. — Sonst herrschte tiefe, sonntägliche Ruhe rings umher, nur da und dort einmal von dem schrillen Ruf des Hähers unterbrochen, der in geschäftiger Eile über die Lichtung flatterte.

Nachdem er seine Pfeife ausgeklopft und zur Herzstärkung einen Schluck aus seiner Branntweinflasche genommen hatte, sank er auf das schwellende Mooskissen zurück und nickte ein. —

Wohl eine gute Weile mochte er so geschlummert haben, denn als er wieder erwachte, stand die Sonne schon merklich tief und ein kühles Lüftchen strich über den Wald hin und spielte in den schlanken Wipfeln der Tannen.

Noch halb schlaftrunken richtete er sich empor und wollte seinen Augen nicht trauen, als er ein stattliches, herrschaftliches Gebäude vor sich sah mit hohem Giebeldache und runden, massigen Flankenthürmen, darauf rostige Wetterfahnen sich schnarrend hin und her bewegten. Das erste Stockwerk zeigte über dem mächtigen eisenbeschlagenen Thore, das mit einem steinernen Wappenschilde gekrönt war, eine lange Reihe hoher Fenster, in deren halberblindeten Zellenscheiben die Strahlen der niedergehenden Sonne schimmerten und glitzerten.

Dichter Epheu schlang sich allenthalben an den grauen wettergeschwärzten Wänden empor und an den Friesen und dem Schnörkelwerk der Fenster und Giebel hatten die Schwalben ihre Nester gebaut und flogen, ihre Jungen atzend, geschäftig ab und zu. Dort aber, wo die Pfütze mit den quackenden Fröschen lag, war ein runder

Weiher zu sehen, mit Buchs und anderem Strauchwerk eingefaßt, aus dessen Mitte eine große verwitterte Steinfigur emporragte, die sich melancholisch im schlammigen Gewässer des verwahrlosten Teiches spiegelte.

Kein Laut jedoch war zu hören, keine menschliche Seele im weiten Umkreise zu sehen. Der verrostete Zeiger der alterthümlichen Uhr stand unbeweglich auf Zwölfe, man sah, es war niemand da, ihn richtig zu stellen. —

Der Spielmann nahm seine Orgel auf den Rücken und schickte sich zum weitergehen an; es trieb ihn aber doch die Neugierde nachzusehen, wer etwa in dem Schlosse wohnen mochte, und er trat an das Thor heran, die schwere, eiserne Klinke ergreifend und ein paar wuchtige Schläge damit führend, die im Innern des Gebäudes mächtig wiederdröhnten.

Eine geraume Zeit harrte er, in der Erwartung, daß ihm jemand öffnen werde, doch vergeblich — es ließ sich niemand hören und sehen.

Da drückte er an der Thürschnalle und siehe — das Thor gieng auf und er trat in die kühle geräumige Flur, von welcher eine breite Marmortreppe nach den obern Gelassen führte. —

Zögernd weiterschreitend und nach allen Seiten umherspähend, ob niemand erscheinen werde, ihm sein keckes Eindringen zu verweisen, gelangte er in eine Reihe von hohen Gemächern, deren Wände mit kostbaren Tapeten und Spiegeln bedeckt waren. Kunstvoll geschnitzte Kästen und seidengepolsterte hohe Lehnstühle standen umher. Die Schränke, da und dort halb geöffnet, waren mit Schmuck-

sachen und andern werthvollen Gegenständen gefüllt und auf Betten und Sesseln lagen unordentlich übereinander geworfen, hohe Perücken und reichgestickte Herren- und Frauenanzüge, wie sie die vornehme Welt des vorigen Jahrhunderts getragen — so, daß man glauben mochte, die Zimmer wären soeben erst von ihren Bewohnern verlassen worden. Die dumpfe, modrige Luft aber, die da herrschte, bezeugte, daß Thüren und Fenster schon lange, lange nicht mehr geöffnet gewesen waren.

Verwundert und erstaunt über den Reichthum und die ungewöhnliche Pracht in dem räthselhaften Schlosse, setzte der Orgelmann seine Wanderung fort und kam in einen großen Saal mit einer langen Reihe hoher Fenster, deren Lichtreflex goldig im Glanze der Abendsonne auf den buntgetäfelten Marmorboden niederfiel. — Gegenüber an der langgestreckten Wand hieng Bild an Bild, ernste, hohe Männer- und Frauengestalten in voller Lebensgröße in der prunkvoll vornehm steifen Tracht der letzten Jahrhunderte. — Herren, weltlichen und geistlichen Standes, in Sammt und in Purpur, mit dem Degen an der Seite, oder mit dem Prälatenkreuze auf der Brust — gepuderte Damen in Reifröcken, mit hohen, engen Sammtkorsets, Hals und Arme mit goldenen Ketten und Spangen geschmückt. Sie alle schauten in ihrer gemessenen strengen Haltung ernst fast drohend auf den ärmlichen, zerlumpten Spielmann herab, als wollten sie sagen: „Was machst du hier, und wie kannst du dich erkühnen, dich in unsern Kreis zu drängen!" Der mächtige Fanghund an der Seite eines der gestrengen Herren

schien ihm die Zähne zu weisen und er vermeinte bereits sein scharfes Gewaffe im Genick zu fühlen.

Es wurde ihm ganz gruselig und bange, und die Decke des Saales, auf welcher ein riesiger Stammbaum abgemalt war, schien zu wanken und auf ihn herunter stürzen zu wollen. Er schlich hinaus und gelangte durch einen langen dunklen Gang in eine geräumige Kammer.

Da lagen überall Rüststücke und alte, verrostete Waffen am Boden umher; von den Wänden hiengen zerfetzte Fahnen herab und auf einem großen massiven Tische waren bestaubte, halbvermoderte Briefe und Pergamente mit mächtigen Siegeln übereinandergehäuft und ein alter Mann in schwarzem Kleide mit einem schwarzen Sammtkäppchen auf dem Kopfe, saß da auf einem ledergepolsterten hohen Lehnsessel, ein beschriebenes Buch vor sich, und die Feder in der rechten Hand; doch regte und bewegte er sich nicht und schien den Eingetretenen gar nicht zu beachten. Die glanz- und leblosen Augen blieben starr auf die Schrift geheftet und aus dem halbgeöffneten zahnlosen Munde schlüpfte ein Mäuschen und lief über den Tisch hin, hinter einem Haufen von Pergamenten verschwindend.

Ein Grauen überlief den Spielmann bei diesem Anblicke und geräuschlos, wie er gekommen, drückte er sich wieder aus dem unheimlichen Gemache, dessen schwere Eisenthür dröhnend hinter ihm ins Schloß fiel.

Treppe auf, Treppe nieder stieg er wieder in dem öden, weitläufigen Gebäude umher, ängstlich nach einem Auswege suchend und stand endlich vor einem kunstvoll

gearbeiteten Eisengitter, durch welches man in den dämmerigen Raum einer Kapelle sehen konnte. — Vor dem alterthümlich geschnitzten Altare war ein schwarzer Katafalk aufgerichtet, um den sechs Wachslichter brannten; ein Sarg stand darauf mit einem blutbefleckten Myrtenkranze und einem Dolche, dessen Klinge blutige Flecken zeigte. — Geronnen Blut trof aus dem Sarge auf den Boden nieder.

In den Stühlen links und rechts knieten schwarz vermummte Männer und Frauen, die Häupter tief zur Brust herabgeneigt. Von Zeit zu Zeit ließ sich ein leises unterdrücktes Stöhnen und Schluchzen vernehmen.

Dem Orgelmanne wurde immer schauriger ums Herz und der Angstschweiß perlte ihm auf der Stirne. Er eilte fürbas und athmete förmlich auf, als er jetzt wieder die steinerne Freitreppe erreichte, die hinunter nach dem Ausgange führte. Er sputete sich, um aus dem unheimlichen Schlosse hinaus zu kommen und statt dem Modergeruche da drinnen, die würzige Waldesluft zu athmen. Als er jedoch zum Thore gelangte, fand er es fest verschlossen und die mächtigen Riegel spotteten jeglichen Versuches, sie zu öffnen.

Er war ein Gefangener!

Rathlos, was er beginnen sollte, setzte er sich auf einen Stein hin, harrend, ob nicht doch irgend jemand erscheinen würde, ihn aus dieser beängstigenden Lage zu befreien.

Es war bereits dunkel geworden und am nächtigen Himmel begannen die Sterne zu glitzern und zu funkeln.

Aus dem Innern des Schlosses tönte aber eine sanfte, klagende Musik an sein Ohr und in den Pausen vermeinte er wieder das leise Wimmern und Schluchzen der Leidtragenden zu vernehmen.

All' das wirkte fast betäubend auf seine Sinne und müde und abgespannt, wie er war, lehnte er sich an die Mauer zurück und verfiel in einen unruhigen, von schreckhaften Bildern unterbrochenen Halbschlummer.

Als er sich wieder ermunterte, hatte sich ein Sturmwind erhoben, der heulend und stöhnend über die Giebel des Schlosses fuhr und die rostigen Wetterfahnen herumriß, daß sie laut ächzend sich in ihren Angeln drehten. Hoch am Himmel zog ein Heer gespenstiger Wolken auf, hinter welchen der Mond sein bleiches Antlitz barg und von Zeit zu Zeit stießen die Käuze, die Rufer der bangen Geisterstunde, ihren kurzen, klagenden Schrei aus.

In diesem Augenblicke begann die Uhr zu schlagen, sie verkündete, daß die Mitternacht gekommen war.

Mit dem zwölften Glockenschlage standen alle Fenster des Schlosses hell erleuchtet da und Treppe auf, Treppe nieder rauschten schleppende Gewänder und Schatten huschten an ihm vorüber, daß es ihm eiskalt über den Rücken lief und alle Haare bergan standen.

Jetzt kam auf den geängstigten Spielmann ein steinalt, schmächtig Männlein herangeschritten, welches, den Finger bedeutsam auf den Mund legend, ihm winkte, daß er ihm folgen möge.

Was wollte er beginnen? im dunklen schaurigen Hofraume mochte er doch nicht die Nacht zubringen, auch

befürchtete er das Gespenst durch seine Weigerung zu erzürnen; seufzend nahm er also wieder seine Orgel auf den Rücken und folgte seinem Führer, der ihn die breite Treppe hinangeleitete und ihm nach geschäftiger Diener Weise die beiden Flügelthüren zum hellerleuchteten Prunksaale öffnete.

Da wurde er fast starr vor Schrecken: An einem halben Dutzend Lustern brannten Hunderte von Kerzen und an endloser, reichgedeckter Tafel saßen stattliche Herren und Frauen — jenen in den Bildern an der Wand wie aus dem Gesichte geschnitten, doch waren sie vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz gekleidet und alle sahen traurig und tief bekümmert vor sich hin. Keine Hand berührte die Speisen, oder führte den gefüllten Becher zum Munde.

Es war im eigentlichen Sinne des Wortes — ein Todtenmahl! —

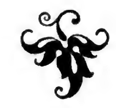
Der Spielmann stand wie versteinert und wußte nicht, was er beginnen sollte; in seiner Verlegenheit griff er zum Leierkasten und fieng aus Leibeskräften zu drehen und zu orgeln an. Da gieng aber alles um ihn d'runter und d'rüber — die Gestalten verschwanden, die Lichter erloschen und das ganze Schloß stürzte mit Donnergepolter zusammen.

Als er aus seiner Betäubung zu sich kam, lag er wieder draußen im Walde unter dem Fichtenbaume und im Dorfe unten schlug es Eins! — — —

Zu seiner nicht geringen Ueberraschung fand der Spielmann am Morgen seinen ganzen Leierkasten mit

Gold- und Silbermünzen gefüllt. Doch mochte er von dem Gelde nichts behalten. — Er schenkte alles den Armen und trat dann als Laienbruder in einen Büßerorden, um für die armen Seelen in dem verwunschenen Schlosse zu beten.

Seine Haare waren in der einzigen Nacht schneeweiß geworden! —



Die singenden Bäume.

An geheimnisvoller Stelle tief drinnen im Walde standen, zu einer einzigen stattlichen Gruppe vereinigt, sieben Edeltannen, hohe, mächtige Bäume, in deren Schatten wohl gut ruhen sein mochte. Doch war der Ort verrufen, und kam ein Hirte oder Jäger zufällig dahin, so trug er Bedenken, hier Rast zu machen und beflügelte vielmehr seine Schritte, um nicht in Schlaf zu verfallen und an Leib oder Seele Schaden zu nehmen.

Ein Junker fein kam einmal, im Tanne nach Rehen pirschend, an die Stelle, und weil die Sonne gar so heiß brannte und das Plätzchen unter den Bäumen so einladend war, so lagerte er sich auf das sammtweiche Moos hin und guckte durch das vielverschlungene Gezweige behaglich ins Blaue hinauf.

Da schien ihm, als höre er einen wunderlieblichen Gesang von Mädchenstimmen — erst ganz leise, dann immer heller und heller und es wollte ihm bedünken, als ob die Tannen über ihm die Aeste gleich Armen in einander schlängen und sich allmählig zu menschlichen Gebilden gestalteten.

Ein unwiderstehlicher Schlaf übermannte den Ruhenden und er schlief fest ein. —

Da träumte ihm, sieben wunderschöne Jungfrauen, alle kostbar gekleidet und jede mit einem goldenen Krönlein auf dem Kopfe, ständen Arm in Arm geschlungen vor ihm da und die erste von ihnen spräche mit heller, wohlklingender Stimme:

„Von Siebenmalsieben
„Sind allein wir geblieben
„Zu schließen den Reih'n,
„Sprich — willst unser Ritter du sein?“

Darauf bat sie ihn inständig, er möge die Bäume, deren Seele sie seien, schützen und hüten, denn wenn den ersteren Unheil widerführe, so wäre es auch ihr Tod. — Dafür wollten sie ihm, so oft er käme in ihren Schatten zu ruhen, ihre lieblichsten Weisen singen und ihn in frohe beglückende Träume wiegen.

Als der Junker sich ermunterte, war ihm, als hätte er nie in seinem Leben so sanft geschlummert, so süß geträumt. — In den Wipfeln der Bäume hallte der liebliche Gesang noch immer fort und fort und verstummte erst, als er sich erhob und zum Weitergehen anschickte. Doch ehe er die Stelle verließ, schnitt er noch in einen der Stämme den Anfangsbuchstaben seines Namens, damit er sich den Platz, wenn er wieder käme, ja gewiß merke. —

Als er nach einem Jahre Nachschau hielt, waren von den Bäumen nur mehr sechs vorhanden — der siebente war inzwischen gefällt worden.

Der Junker machte sich Vorwürfe, daß er in der Hut derselben lässig gewesen, und auch der Gesang, den er wieder vernahm, klang nicht mehr so frisch und hell von den Wipfeln der Tannen nieder — vielmehr tönte er wie leise Klage an sein Ohr:

„Von den Schwestern sieben
„Sind nur sechs noch geblieben
„Zu schließen den Reih'n,
„Sprich — willst du nicht unser Ritter sein?"

Fünfmal noch in verschiedenen Zwischenräumen war der Ritter zur Stelle gekommen und jedesmal fand er zu seinem Kummer und Leidwesen einen Baum weniger vor und immer klagender und vorwurfsvoller hallte der Gesang von den dunklen Zweigen nieder. —

Als nun noch der letzte von den Bäumen übrig war — es war jener, den der Ritter mit seinem Namensbuchstaben bezeichnet hatte — da tönte es wie ängstlicher Hilferuf von seinem Wipfel:

„Von den Schwestern sieben
„Bin ich allein geblieben,
„Beschließend den Reih'n,
„Sprich, willst du denn nicht mein Ritter sein?"

Nun bezog der Junker ganz in der Nähe eine Hütte und wachte Tag und Nacht, und als er einstmals den

Ton einer Axt vernahm, stürzte er mit gezücktem Schwerte hinaus und verjagte die Fäller, die schon ihre scharfe Waffe an den Baum gelegt hatten.

Da stand aber die Schönste von den Sieben im bräutlichen Schmucke vor ihm da und reichte ihrem Ritter und Beschützer die Hand zum trauten Bunde für das Leben.



Der Geisterritt.

Den allgewaltigen mächtigen Eindrücken gegenüber, welche die Natur auf das Gemüth des Menschen übt, ist das letztere wie weiches Wachs und nicht vermag es denselben zu widerstehen. — Wie leicht, wie wohlig wird einem um das Herz, wie frei athmet die Brust, wenn man an einem sonnighellen Junius-Morgen durch die grünen, wogenden Saatfelder wandert, welche die Höfe oberhalb Sais umgeben und bis zum Hauensteiner Walde hinanreichen. — Wie freut sich das Auge der Pracht und Herrlichkeit, die es ringsum schaut, des bunten Blumenflors in den bethauten Bergwiesen, des üppigen Blätterschmuckes, in welchem die Bäume prangen, und wie gerne mag das Ohr dem hellen Tone der Kirchenglocken vom Thale herauf lauschen, oder dem munteren Gesange der Jähterinnen im nahen Flachsfelde, womit sich dieselben ihre mühevolle Arbeit kürzen.

Wie ganz anders ist die Stimmung, wenn man denselben Weg zur Zeit macht, wo die Blätter von den Bäumen fallen und herbstelnde Lüfte über die Stoppeln wehen!

Von einer grauen Bleifarbe ist der Himmel, und die Natur zeigt uns ein fahles Todtenantlitz, das der nahende Winter nicht früh genug mit seinem Linnentuche verhüllen kann! Oede und traurig sieht es allenthalben aus, und die Glocken klingen aus der Tiefe herauf, wie Grabgeläute an das Ohr.

Alle Arbeit auf den Feldern ruht zu dieser Zeit und das Spinnrad, das so lange stille gestanden, kommt wieder zu Ehren und wird aus der bestaubten Kammerecke, wo es den Sommer über gerastet, nach der traulichen Wohnstube gebracht, wo Alt und Jung um den warmen Ofen versammelt ist und immer und immer wieder dieselben Geschichten, die Ähnl und Urähnl schon hundertemale erzählt haben, wiederholt und gerne gehört werden. Sind sie, wie fast immer, trauriger oder schauriger Art, so mag das wieder in den Eindrücken begründet sein, welche jene einfachen Naturmenschen in dieser Jahreszeit, die eine fröhliche Stimmung, eine heitere Anschauung der Dinge nicht aufkommen läßt, empfangen.

Die Sage vom „Geisterritt" gehört auch zu den Spinnstuben-Geschichten dieser Art und sie möge hier schlicht und recht, wie man sich dieselbe in diesen abgelegenen Berghöfen erzählt, ihren Platz finden.

Eine Zeit schwerer Prüfung war herangekommen. Kriege hatten das Land entvölkert und darnach kam ein großes Sterben und raffte dahin, was noch verschont geblieben war.

Vom Saiser Thurme wimmerte Tag und Nacht das Zügenglöcklein und der Kirchhof vermochte die vielen

Todten nicht mehr aufzunehmen, man mußte sie endlich haufenweise auf freiem Felde verscharren.

Jammer und Noth waren entsetzlich und mochten einem schier das Herz zerbrechen!

Im Hauensteiner Schlosse gieng es aber laut und lustig her und man lebte dort in Saus und Braus, unbekümmert um das Elend des Volks und die Verzweiflung der Armen. — Feste folgten auf Feste und von allen Burgen und Edelsitzen fern und nah kamen die Gäste herbei, Ritter und Rittersfrauen hoch zu Roß in glänzenden, goldgestickten Kleidern, mit Jägern, Hunden und Falken nnd der weite Tann widerhallte von dem fröhlichen Gejaide. — Ganze Tage und Nächte wurden bei üppigen Gelagen, Spiel und Tanz verjubelt und die Herrlichkeit wollte kein Ende nehmen.

Es war an einem trüben, neblichten Tage im Spätsommer und auf den Feldern stand das Korn längst zum Schnitte reif, doch waren keine Hände da, um es zu schneiden, und der liebe Gottessegen drohte ungenützt zu verderben.

Ein altes Weib saß am Wege auf einem Steine und weinte bitterlich.

Da kam wieder so ein ganzer Troß von adeligen Herren und Frauen herangeritten, die zum Besuche nach dem Hauensteiner Schlosse zogen.

Der Vorderste in dem Zuge, ein behäbiger Herr mit rundem Vollmondgesichte, hielt seinen Braunen an und rief der Alten zu, indem er ihr ein paar schäbige Kupfermünzen hinwarf:

„Was weinst und flennst du, alte Hexe? Da, mache dir einen guten Tag und verdirb uns den Humor nicht mit deinem Jammergesichte.“ —

„Von sechs Söhnen — alle kräftig und pfeilgerade wie die Tannen dort, ist mir keiner mehr geblieben zur Stütze für meine alten Tage!“ schluchzte das Weib, sich die Thränen mit dem Fürtuche abtrocknend; „drei hat mir der Krieg hinweggenommen und die andern drei hat die Seuche hingerafft; gestern haben sie meinen Jüngsten auf dem Pestanger dort eingescharrt.“ —

„Ja nun, da hinten im Zuge ist noch ein ledig Rößlein“ — höhnte der Ritter — „setze dich hurtig d'rauf und reite ihnen nach, so sind die Sieben voll!“

Mit einem wiehernden Gelächter, in welches die ganze Gesellschaft einstimmte, drückte der Uebermüthige seinem Pferde die Sporen ein; die Alte hatte sich aber erhoben und die dürren Arme, mit einer gräßlichen Verwünschung zum Himmel streckend, schrie sie den Davoneilenden nach:

„Ich reite, heute noch — doch ihr allesammt reitet mir voran, so wahr ein Gott im Himmel lebt!“ —

Noch nie war es im Hauensteiner Schlosse so über alle Maßen lustig hergegangen, wie gerade heute; es wurde gezecht und gejubelt, gespielt und getanzt, als gelte es den Freudenbecher des Lebens bis auf die Neige zu leeren. Das gieng so fort bis in die späte Nacht hinein und immer lauter, immer toller wurde der Jubel, der von

den hellerleuchteten Fenstern in die schweigsame Nacht hinaushallte.

Als der Wächter jedoch die mitternächt'ge Stunde verkündete, da wurde es plötzlich stille in den glänzenden Räumen, die Musik verstummte und die Kerzen brannten trübe, und draußen vom Walde her ließen sich Pferdehufe vernehmen, die näher und näher kommend, die Ankunft eines späten nächtlichen Gastes verkündeten. —

Betroffen und bestürzt sahen die Gäste einander an, und jener Uebermüthige, dessen Gesicht kurz vorhin noch vom Uebermaße des genossenen Weines purpurroth geglüht hatte, war fahl und kreideweiß geworden, wie die Wand und zitterte, vom Fieberfrost geschüttelt, am ganzen Körper wie Espenlaub.

Die Festesfreude hatte ein rasches Ende genommen. Die Pferde wurden eilig gesattelt und der Troß der Gäste, von einem plötzlichen schweren Unwohlsein befallen, verließ das gastliche Haus, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Ihnen nach ritt aber auf dem ledigen Rößlein die Alte, die sie am Morgen in ihrem Uebermuthe verhöhnt hatten, und als der Zug an dem Steine vorüber kam, worauf sie gesessen, streckte sie wieder ihre dürren Arme empor und rief:

„Sieben waren's heute früh — jetzt sollen's die Dreizehn sein!" — — —

Alljährlich zur Zeit, wenn das Korn zum Schnitte reif ist, sieht man in banger Mitternachtsstunde einen

gespenstigen Zug von Rittern und Frauen vom Hauensteiner Walde herunterkommend über die Saiser Felder hinreiten. — Schaurig flattern die schwarzen Gewänder und Federbüsche im Winde und unter den breiten beschattenden Hüten grinsen die fahlen Todtenschädel hervor, daß es jeden, der sie erschaut, mit Grauen und Entsetzen erfüllt. —

Ein altes Weib auf dürrem Gaule beschließt den Zug, der an der Stelle, wo der alte Pestfriedhof gestanden, verschwindet.



Elfenfäden und -Ringe.

Es rauschet die Bergluft
Leise im Klee,
Alpglöcklein blühen rings
Weiß wie der Schnee,
Es springet des Bächleins
Silberner Quell',
Im Thale erklingen
Die Glocken so hell. —

Was glitzert und glänzet
Im Sonnenschein?
Was deuten die Ringe dort,
Zierlich und fein?
„Elffäden“ sind es,
„Elfringelein“ —
Von der Elflein
Nächtigem Ringereih'n! — —

Wer hätte nicht an heiteren sonnigen Tagen im Spätsommer, wenn die goldenen Garben zur Ernte am Felde stehen und der zweite Futterschnitt vorüber ist, die glänzenden Fäden beobachtet, die sich von Hecke zu Hecke, von Baum zu Baum auf lange Strecken durch die Luft hinziehen? — Für Spinnengewebe hält sie

das profane Auge; der fromme Bergler heißt sie „Marienfäden“ — wer jedoch tiefer in die Geheimnisse der Märchenwelt eingeweiht ist, der weiß, daß es „Elfenfäden“ sind, worauf sich in den klaren Mondnächten die muntern Elflein erlustigen, und ihre anmuthigen Tänze aufführend, von Ast zu Ast, von Stamm zu Stamm fortschwingen.

Ein aufmerksamer Beobachter wird unter diesen Fäden im zarten, frisch emporsprossenden Grase häufig Kreise entdecken, kaum eine Elle groß im Durchmesser, welche die Stelle andeuten, wo so ein nächt'ger Elfenreihen statthatte.

Einen solchen zu belauschen, müßte man sehr früh aufstehen, denn kaum fängt der Tag im Osten zu grauen an, so stiebt das Völklein schon nach allen Richtungen auseinander, weil die Augen dieser Elflein schwach sind und das Sonnenlicht nicht zu ertragen vermögen. Im Uebrigen sind sie gestaltet wie die Menschenkinder, nur sind sie sehr klein, kaum eine Spanne lang und von äußerst zartem ätherischem Wesen; wer da glaubt, einen Floh kriechen zu hören, ist noch lange nicht im Stande, den Tritt eines Elfleins wahrzunehmen.

Die Elfen sind dem Menschen hold, doch wollen sie sich von ihnen in ihrem nächtigen Thun und Treiben nicht gerne beobachten oder stören lassen. — Einer zufälligen harmlosen Begegnung gehen sie jedoch nicht aus dem Wege, und den Liebenden bezeugen sie ihre besonders lebhafte Theilnahme, ihnen, wo und wie sie es vermögen, ihren Schutz angedeihen lassend.

Wo sich so ein junges schmuckes Liebespaar zu nächtiger Stunde in ihr Revier verirrt, umschlingen sie es mit ihren Blumenketten so fest, daß es die zarten Bande nicht mehr zu lösen vermag.

Ihr eigentliches Lebenselement ist der Wald. Je dichter der Busch, je heimlicher und versteckter der Grund, desto wohliger fühlen sie sich. Deßhalb war der Hauensteiner Tann von jeher der Elfen Lieblingsaufenthalt; da spinnen sie ihre Fäden von einem Baum zum andern und tanzen im hellen Mondenscheine ihren Ringereihen im bethauten Moos, oder sie schiffen auf Blättern und Birkenrinden über die schilfbewachsenen Pfützen und Wässerchen dahin, heroische Kämpfe bestehend mit Eidechsen, Fröschen und anderen ähnlichen Ungeheuern. —

Da war einmal ein Hirtenknabe, nach einem verlaufenen Lämmchen suchend, von der Saiser Alpe herabgekommen; kreuz und quer irrte er den ganzen Abend bis spät in die Nacht hinein im Tanne hin und her und konnte sein Thierlein nicht finden. Rathlos, was er beginnen sollte, setzte er sich am Rande eines dieser stehenden Gewässer, auf einen bemoosten Steinblock hin und zündete sich sein Pfeifchen an.

Die Nacht war überaus mild und heiter und kein Lüftchen regte sich. — In dem Wasser vor ihm, in welchem Seerosen schwammen, quackten die Frösche und die Grillen zirpten im bethauten Gras; hunderte von Leuchtkäfern schwebten durch die Büsche hin und her und hoch am wolkenlosen Sternenhimmel stand des Mondes volle Scheibe und brachte alles ringsumher in's Helle,

daß man die kleinsten Gegenstände sehen und unterscheiden konnte. —

Da plötzlich tauchten aus Gras und Schilf aller Orten winzige, wunderliebliche Kindergestalten auf, Knaben und Mädchen in silberglitzernden Gewändern, mit goldenen Reiflein im Haare und Schmetterlingsflügeln an den Schultern. Sie stellten sich vor ihm im Kreise auf, tanzten, scherzten und lachten oder fuhren auf den losen Blättern der Seerose über das Wasser hin, mit ihren Goldstäbchen den Fröschen wehrend, die von allen Seiten auf sie herangeschwommen kamen und nach ihnen schnappten. Husch — da hatte eines von diesen gefräßigen Ungethümen so ein allerliebstes goldlockiges Jüngelchen an einem Beine erwischt und bemühte sich seinen Fang unter das Wasser zu ziehen. Laut aufquickte das Elflein und von allen Seiten kamen die andern herbei und schlugen mit ihren Stäbchen aus Leibeskräften auf den Räuber, der aber das gefangene Bein nicht loslassen wollte.

Der Hirtenknabe, der dies alles aufmerksam beobachtet hatte, nahm jetzt ein Steinchen auf, zielte und traf den Frosch so geschickt damit, daß er flugs die Beute fahren ließ und in sein feuchtes Element hinunter tauchte.

Die Elflein trugen aber ihr gerettetes Brüderchen im Triumphe umher, herzten und liebkosten es und wußten ihrer Freude kein Ende zu finden. Endlich erinnerten sie sich ihres Helfers in der Noth und sie kamen alle an ihn heran, schlossen einen weiten Kreis um ihn und ihr König, der als Auszeichnung ein Scharrlachmäntelchen und ein golden Krönlein auf dem Kopfe

trug, trat hervor und sagte, sich tief verneigend, mit helltönender, wohlklingender Stimme:

„Erretter meines Lieblings und Erstgebornen vor grausam schrecklichem Tode im Rachen des Ungeheuers! Sag an, wie ich dir lohnen kann; verlange eine Gabe von mir, sie soll dir bereitwillig dargebracht werden, wie kostbar sie auch sei.“

Der unerfahrene einfältige Hirtenjunge, der seinen Vortheil nicht verstand, kratzte sich verlegen hinter den Ohren und entgegnete nach einigem Besinnen:

„Schaffe mir mein Lämmlein her, sonst krieg ich Schläge von dem Almer!“

Es soll dir willfahrt werden“, sagte der Gekrönte, mit seinem Goldstäbchen nach einem nahestehenden Baume zeigend, „sieh, dort liegt das Thierchen auf dem Moose und schläft. — Wenn du aber vielleicht nach Jahren ein anderes Anliegen hast, so komme an die Stelle her zur Zeit der Sonnenwende, wenn voll der Mond, und du wirst uns wiederfinden.“

Damit verschwand das Elfenvölklein im Schilfe des Gewässers und der Knabe fand sein Lamm und kehrte damit getrost und wohlgemuth zur Alpe zurück. — —

Etwa zehn Jahre später hatte sich ein junges Liebespaar an der Stelle zusammengefunden: Er war ein strammer, stämmiger Bursche von etwa fünfundzwanzig Jahren, in grober Zwilchhose und geschwärztem Hemde, wie das Almervolk da oben sich zu tragen pflegt; sie war ein bildsauberes, feines Dirnchen in der schmucken

kleidsamen Berglertracht mit dem rothen Brustlatz am dunklen Mieder, woran ein frischer Strauß von Sprengnagerlen und Rosmarin prangte.

Gerade wie damals, als der Junge sein verloren Lämmchen suchend hier seine Rast hielt, schien der Mond so hell und klar, daß man den kleinsten Druck hätte lesen können und scharenweise zogen die Leuchtkäfer durch die laue sommerliche Luft dahin, während da und dort auf einer Bergspitze ein Feuer loderte, verkündend, daß die Zeit der Sonnenwende gekommen war.

„Sieh' da, Grethel!" sagte der Bursche, seinen Arm vertraulich auf die Schulter der Dirne legend, „auf dem Fleck da war's vor zehn Jahren, wo mir die kleinen Mannlen mit ihren Weibsen erschienen sind, die mir wieder zu meinem verlorenen Schafel verholfen haben. Hinter der Lacken dort sind sie herausgekrochen und da hab' ich mit dem Steinl nach dem Frosch geworfen, der eines von den Löterlen beim Haxel erwischt hat."

„Hättest du dir doch was G'scheidteres ausgebeten", meinte diese, an ihrem Busentuche nestelnd und ihren Schatz vorwurfsvoll von der Seite ansehend; „vielleicht könnten wir jetzt heirathen; aber freilich, du wirst vor zehn Jahren an so was gerade so gedacht haben, wie heute — und auf's Jahr wird's nett auch so sein!"

„Wenn dir der Handel schon verleidet ist", schmollte der Bursche, indem er ein Glühwürmchen haschte und auf seinem Hute befestigte, „ja nun, da brauchst du's nur zu sagen; da klopf' ich bei Jacklmüllers Thrine an, die hat so schon lange ein Aug' auf mich!"

Hell auf lachte die Dirne, indem sie schlagfertig entgegnete: „und du eines auf die Thaler ihres Alten!" Dann aber den Arm des Liebhabers unsanft von sich schiebend und sich zürnend von ihm abkehrend, fügte sie hinzu: „Kannst es ja probieren, aber mit uns ist's dann aus, für jetzt und immer!"

„Geh' sei nit harb, Gitsch!" sagte der Bursche begütigend, ihr seine Hand hinreichend, die sie jedoch unwillig von sich stieß, „es war ja nit schiech g'meint; du wirst doch einen Spaß verstehen!"

Sie aber noch immer grollend warf spitzig hin: „Zwei Häuser unterm Jackelmüller haust Niederwegers Peter, der steigt mir auch schon alleweil nach — vielleicht werden wir noch Nachbarsleut!"

Jetzt war es an ihm, verdrießlich zu sein und sein Hütchen mit der flatternden Hahnenfeder trotzig auf das linke Ohr rückend, blies er dichte Wolken aus seiner Pfeife vor sich hin.

Da tauchten plötzlich aus Schilf und Moor von allen Seiten die kleinen herzigen Gestalten auf, wie sie ihm vor zehn Sommern hier erschienen waren; auf den im Mondeslichte wie Silber glitzernden Fäden schwangen sie sich näher und näher und stellten sich im Kreise um das Paar. — Wieder trat, wie damals, der mit dem Scharlachmäntelchen und dem goldenen Krönlein auf dem Haupte hervor, machte seine Verbeugung und sprach, zum Burschen gewendet:

„Wir Elflein sind ein dankbar Völklein und vergessen Niemanden, der uns einmal Gutes erwiesen; überlege

dir es wohl und sage uns dann, was du dir wünschest?"

Der also Befragte besann sich eine Weile — dann einen Blick seitwärts nach seinem Schätzel werfend, sagte er kurz und bündig:

„Ja — halt doch meine Grethel!"

Mit einem schalkhaften Lächeln entgegnete der Bekrönte: „Was man schon hat, brauchte man sich nicht mehr zu wünschen, doch es soll dir willfahrt werden." Dann sich an die Dirne wendend, sagte er bedeutungsvoll:

„Ich hoffe, du wirst verständiger sein — sag' frei heraus, wornach dein Herz begehrt?"

Ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, rief diese, ihren Arm um den Hals des Burschen schlingend: „Ja, auch nichts weiter, als meinen Hansel!"

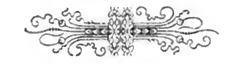
„Ich sehe wohl — es ist vergeblich Mühen, Verliebten Vernunft zu predigen!" sagte der Elfe und auf seinen Wink kamen nun die andern heran gehüpft und umschlangen das Liebespaar mit ihren Blumenketten so enge, so fest, daß es sich derselben nicht mehr zu entledigen vermochte, wenn es auch den Willen dazu gehabt hätte. — Doch warfen sie zugleich ihre goldenen Reiflein der Dirne in den Schooß als Beisteuer zur bevorstehenden Heirath. —

Nicht alle Tage aber regnet es solche Ringelein, wie es überhaupt immer schwieriger wird, das muntere Elfenvölklein, das sich die Menschen mehr und mehr entfremdet haben, zu Gesichte zu bekommen. —

* * *

Als noch der alte Tann gestanden, zogen die Elflein mit dem ersten Kuckucksruf prozessionsweise vom Walde nach den Alpwiesen hinauf, mit Genzianen und Alpglöckchen den Alpfrühling einläutend.

Später war es die liebe Dorfjugend, welche alljährlich an einem bestimmten Tage mit Glocken und Schellen zum „Almenläuten“ in Wies und Feld herumzog, das Almenvolk mahnend, daß die schöne Almenzeit gekommen sei. —



Das nächtliche Orgelspiel.

Vom Hauensteinerschlosse führt ein schmaler, nur selten betretener Waldpfad nach der kaum eine Stunde entfernten Nachbarburg Salegg.

Auf halbem Wege etwa gelangt man zu einer Stelle, wo drei mächtige Steincolosse zu einer Gruppe vereint übereinander liegen, so, daß sie gleichsam ein Thor bilden. Ein Gang soll von hier nach der Tiefe führen, doch ist die Oeffnung so dicht mit dornigem Gestrüppe verwachsen, daß nicht leicht jemand durchzudringen vermöchte. Auch dürften nur Wenige ein Verlangen darnach tragen, die Geheimnisse da unten zu erforschen, da der Ort verrufen ist und niemand gerne da verweilen mag, zumal nachts, wo den bösen Mächten Gewalt gegeben ist über die Menschen, und die Todten ihren Grüften entsteigen und zu wandeln beginnen.

Zu gewissen Zeiten des Jahres sollen sich hier die feierlichen Töne einer Orgel vernehmen lassen, die, aus der Tiefe herauf kommend, in mächtigen Akkorden durch den Tann hinbrausen. Wer sie hört, der verweile nicht, ihnen zu lauschen, sondern beschleunige seine Schritte,

damit sein Verstand nicht irre gehe, und es nicht für immer um die Ruhe seiner Seele geschehen sei.

Zur Zeit, als die Gegend noch von Heiden bewohnt war, und dort, wo jetzt das Dörfchen Sais steht, eine ansehnliche Stadt mit Mauern und Thürmen, Tempeln und Palästen sich ausbreitete, hauste hier im Tanne ein Eremit, ein frommer, heiligmäßiger Mann, der dem Volke das Evangelium predigte und durch die überzeugende Kraft seiner Beredtsamkeit nicht nur die rohen, unwissenden Jäger und Hirten, sondern auch ansehnliche Bürger der Stadt mit ihren Frauen und Töchtern für die junge Christuslehre gewann. Doch war die Kirche noch nicht, wie in spätern Tagen, eine mächtig herrschende, sondern eine duldende und leidende, und ihre Anhänger waren genöthigt, das Licht des Tages zu meiden und an tief verborgenen Orten nächtlicherweile ihre Zusammenkünfte zu halten.

In einer weiten, geräumigen Höhle, zu der jener Gang führte, hatte die junge Christengemeinde ihre Versammlungen, und allmälig entstand da ein ansehnliches Bethaus, worin die Mönche eines frommen Ordens predigten und Messe lasen und Nonnen ihre andächtigen Gesänge anstimmten. — Lange noch, nachdem die Römerstadt auf den Feldern von Sais durch einen Bergsturz zerstört worden war, mag die Kirche da unten bestanden haben — Mönche und Nonnen irrten aber von dem Pfade der Tugend und strengen Enthaltsamkeit in der Weise ab, daß sie dem Laster der Ueppigkeit fröhnend, einen so sündhaften, sträflichen Lebenswandel führten, daß

sie mit dem Banne belastet aus dem Leben schieden und nun keine Ruhe finden können in ihren Grüften.

So harren sie in marternder Sehnsucht seit Jahrhunderten auf Denjenigen, der den Fluch von ihnen nehmen, und auf die Zeit, die ihnen Erlösung bringen soll.

* * *

Es war in einer grimmig kalten, sternenhellen Sylvesternacht, als ein fremder Pilgersmann mit Stab und Muschelhut durch den schnee- und eisstarrenden Tann hinwanderte.

Als er am Hauensteinerschlosse vorüberkam, gewahrte er plötzlich einen Mönch in grober Kutte, der eine brennende Laterne trug, und ohne sich nach ihm umzusehen, rüstig vor ihm herschritt.

Der Pilgrimm, vermeinend, daß der Mönch von einem Krankenbesuche komme und nach seinem Kloster zurückkehre, folgte ihm auf dem Fuße nach — hoffend, daselbst eine Herberge für die Nacht zu finden.

An jener Stelle, wo die drei Felsblöcke liegen, blieb der Mönch stehen, und sich nach ihm umwendend, winkte er mit der Hand, ihm bedeutend, daß er ihm folgen möge.

Sie betraten jetzt einen langen, dunklen Gang, und der Pilgrim vermeinte die hehren Klänge einer Orgel zu hören. Ein matter Lichtschimmer leuchtete ihm entgegen. Sie standen in einer hohen, mit alterthümlichen Gemälden geschmückten Kirche, und hier löschte der Mönch seine Laterne. Durch eine Thüre, welche nach der Sakristei zu führen schien, verschwand er, seinen Begleiter allein

zurücklassend. — Am Hochaltare brannten sechs Kerzen und darüber noch ein ewiges Licht — doch war kein Priester zu sehen, und auch die zahlreichen, kunstvoll geschnitzten Betstühle standen alle leer. Nur ganz zu unterst kniete ein Mann in schwarzem Talar und Käppchen, mit einem funkelnden Ordenskreuze auf der Brust. Das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, schien er in Andacht ganz versunken.

Von Zeit zu Zeit ließ sich die Orgel in mächtigen Akkorden vernehmen, und dazwischen hallte leiser Gesang der Nonnen vom Chor herunter. Dann hob der Beter sein Haupt und seufzte tief und schmerzlich auf, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

Den Pilgrim beschlich ein bang Gefühl in der öden, weltverlassenen Kirche, und er schaute sich nach dem Mönche um, der aber nicht mehr zu sehen war.

Nun drückte er sich dem Ausgange zu, wobei er an dem einsam Knieenden vorüber kam, der seinen Kopf nach ihm wandte und ihn mit tonloser Stimme nach seinem Stand und Namen fragte. Als er ihm willfahrte, sagte er, abermals schwer aufseufzend:

„Es ist nicht der Rechte!“

Darauf verhüllte er sein Antlitz wie vorhin mit den Händen, und die Orgel stimmte einen feierlichen Choral an, während der Gesang der Nonnen immer leiser wurde und endlich ganz verstummte.

Mittlerweile hatte der Pilgrim die Pforte erreicht. Doch ehe er aus der Kirche trat, besprengte er mit dem Weihbrunn aus dem Becken sein Gesicht, schlug ein drei-

fach Kreuz und warf sich auf beide Kniee nieder, den geweihten Boden küssend.

Da stand der Mönch wieder mit der Laterne vor ihm da und geleitete ihn durch den finstern Gang ins Freie.

Dort brach er sein Schweigen und bat ihn inständig, er möge für ihn und seine Leidensgenossen beim heiligen Vater vorbitten, daß er ihnen die ewige Ruhe erwirke.

* * *

In späterer Zeit war ein Holzknecht am Neujahrabende noch mit dem Fällen eines Baumes allda beschäftigt. Im Eifer, sein Tagewerk zu vollenden, hatte er nicht darauf geachtet, daß die Betstunde längst vorüber und die Nacht bereits angebrochen war. Als der Baum endlich mit Gekrache zur Erde fiel, vernahm er ganz in seiner Nähe die Töne einer Orgel, und wie er sich verwundert umsah, stand eine junge, schöne Nonne vor ihm da, die ihn um die Jahreszahl befragte.

Als sie die gewünschte Auskunft erhielt, jammerte sie:

„Ach Gott, ach Gott — noch um hundert Jahre zu früh!"

Worauf sie vor seinen Augen in dem Gange verschwand, der zu jener geheimnisvollen Kirche da unten führte.



Die Nothhelfer.

Wenn schwerer Kummer auf deinem Herzen lastet, und nächt'ge Bilder deine Seele beängstigen, dein Gemüth umdüstern — wenn dir das Thal unten zu enge, die Luft zu drückend geworden, so schüttle den Staub von deinen Füßen und wand're hinauf nach dem Hochwalde, seine geheimnißvollen Schatten aufsuchend, wo die bemoosten Häupter des Tanns sich am dichtesten zusammenscharen und ihre schirmenden Arme über schwellende Moossitze breiten, darauf du, dem Rauschen der Winde in den Wipfeln und dem Gesange der Vöglein lauschend, ruhen und die Sorgen der Welt vergessen magst. — Und führt dich dein Weg vorüber an der trauten, einsamen Kapelle mit dem altergeschwärzten Schindeldache und dem verwitterten Thürmchen darauf, dann trete ein in das Heiligthum, wo in kühlem, dämmerigem Raume lautlose Stille herrscht und Friedensluft dich anweht. Und schauen die Heiligenbilder vom Altare und von den Wänden theilnehmend und fragend auf dich nieder, so schütte dein Herz vor ihnen aus und klage ihnen vertrauensvoll dein Leid — und du wirst Erhörung finden und getrosten Muthes weiter ziehen.

Auf den sonnigen, blumenreichen Matten, die sich von dem Dörflein Sais gegen den Hauensteinerwald hindehnen, liegen malerisch zwischen üppig grünenden Wiesen, reichen Fruchtfeldern und schattenspendenden Obstbäumen gruppirt, die stattlichen Höfe der Bergler, welche sämmtlich ihre Haus- oder Eigennamen führen, ohne denselben mit dem jeweiligen Besitzer zu wechseln.

In einem dieser Höfe, man heißt es da beim „Lafalser", hauste vor Zeiten ein blutjunger Bauer, der das Gut als einzig Kind von seinen früh verstorbenen Eltern, welche wohlhabende und sparsame Leute gewesen waren, im besten Stande übernommen hatte.

Wie es aber oftmals zu geschehen pflegt, daß Menschen, wenn sie zu Besitz und Unabhängigkeit kommen, noch ehe sie die nöthige Reife erlangt, leicht das Gleichgewicht verlieren, so geschah es auch hier: Der junge Bauer gerieth in schlechte Gesellschaft, gab sich dem Spiele und dem Trunke hin und vernachlässigte seine Wirthschaft, die bald in tiefen Verfall kam.

Nach den lustig verlebten Zeiten waren nun die traurigen herangekommen, und auf den Taumel folgte, leider zu spät, die Ernüchterung; harte Gläubiger bedrängten ihn, und statt dem früheren Wohlstande waren nur Schulden da und kein Groschen mehr im Hause, um sie zu bezahlen.

Sorgenvollen Herzens schlenderte er eines Tages ohne bestimmtes Ziel durch die wallenden Kornfelder nach dem nahen Hauensteiner Walde hinauf. Die Juniussonne brannte heiß vom wolkenlosen Himmel herunter,

und nur ab und zu zog ein erfrischender Lufthauch über Felder und Wiesen hin, die in Gottes reichem Segen prangten. — Von Sais klang soeben das sonntägliche Geläute der Glocken herauf, welche zur Nachmittags-andacht riefen. Es zog ihn aber nicht, wie sonst, hinunter nach dem Dorfe, denn sein Beutel war leer, und wie leicht konnte ihm ein oder der andere seiner Gläubiger in den Weg kommen und ihm harte Worte sagen.

So wanderte er hinein in den schweigsamen Wald, bis er an das kleine, alternde Kirchlein kam, „zu den sieben Nothhelfern“ genannt, das da auf freier Lichtung sich erhob.

Wie oft war er daran vorübergegangen, ohne einen Fuß über seine Schwelle zu setzen, oder ein Ave zu sprechen — heute zog es ihn jedoch hinein, um in der stillen Waldkapelle seine Andacht zu verrichten.

Die von der ungeschulten Hand irgend eines ländlichen Kunstbeflissenen roh aus Holz geschnitzten und bunt bemalten Heiligenbilder, welche der Reihe nach am Altare aufgestellt waren, machten einen seltsam eigenthümlichen Eindruck auf ihn, je mehr er sich in ihren Anblick vertiefte. In dem dämmerigen Halbdunkel, das in dem Kirchlein herrschte, schienen die Figuren Bewegung und Leben zu erhalten, und die Gesichter der Heiligen, ihm freundlich zugeneigt, drückten Mitleid und Theilnahme aus, und er vermeinte ihre sanften, tröstenden Worte zu hören.

Lange, lange weilte er an dem stillen Gnadenorte, und als er endlich den Heimweg antrat, fühlte er sein

Herz erleichtert, und der Druck, der auf ihm lastete, war einer frohen, zuversichtlichen Stimmung gewichen.

Zu Hause angelangt, erhielt er die Botschaft, daß eine Base von ihm gestorben und ihm ihr ganzes, beträchtliches Baarvermögen vermacht habe.

Die Heiligen hatten ihm geholfen!

Kaum hatte der leichtfertige junge Mensch aber wieder Geld in den Händen, so fieng das lustige Leben von vorne an, bis daß der letzte Gulden verspielt und vergeudet war, und er noch ärger in der Klemme stak, als vorhin.

Als ihm die Gläubiger wieder gar zu hart zusetzten, erinnerte er sich seiner Helfer draußen in der einsamen Waldkapelle, und er säumte nicht, sie neuerdings um Hilfe und Errettung aus seinen Nöthen anzuflehen.

Es waren aber nicht mehr die sieben Heiligen, sondern nur noch deren sechse da — auch wollte ihm bedünken, daß sie nicht mehr so mitleidsvoll und theilnehmend wie das Erstemal auf ihn heruntersahen. — Doch halfen sie auch heute wieder: Ein vermögender Nachbar, der den Bedrängten sonst gut leiden mochte, nahm sich seiner an und befreite ihn aus den Klauen der hartherzigen Gläubiger.

Kaum hatte er aber wieder Luft bekommen, so fröhnte er neuerdings seinen schlimmen Leidenschaften, dem Spiele und der Trunksucht, und der Verlegenheiten und Bedrängnisse war kein Ende.

Wohl halfen, wenn die Noth am Höchsten war, die Heiligen immer und immer wieder, doch jedesmal ver-

ringerte sich ihre Zahl, bis endlich von den sieben nur mehr Einer übrig war, dem der leichtfertige Mensch seine Nöthen klagen konnte.

So kniete er heute wieder zerknirschten und reuemüthigen Herzens in dem stillen, dämmerigen Raume des Kirchleins und flehte den Heiligen an, er möge ihn nur diesmal noch erhören und aus der Noth erretten — er wolle sich dann bessern und ein braver, nüchterner, ordentlicher Mensch werden.

Das Antlitz des Heiligen war ernst, fast traurig, und nicht, wie es anderemale zu geschehen pflegte, neigte er stumm sein Haupt, zum Zeichen, daß er ihm willfahren wolle, sondern er öffnete den Mund und sprach in vorwurfsvollem, fast zürnendem Tone:

Leichtfertig und unverständig hast du sechsmal unsere Hilfe angerufen, und es wurde dir willfahrt. Heute geschieht dies zum siebentenmale! — So wisse denn, daß du künftig, wenn du wieder in Nöthen bist, keinen Helfer mehr finden wirst; doch soll dir auch diesmal noch geholfen werden. — Im Keller deines Hauses liegt ein Schatz vergraben, den dein Urgroßvater, der Erbauer dieses Kirchleins, in den Zeiten schwerer, feindlicher Bedrängniß dort geborgen. Hebe ihn und mache weiseren Gebrauch davon, als du bisher gethan!"

Nach diesen Worten verschwand der Heilige, und die Stelle am Altare, wo die sieben Nothhelfer gestanden, war nun öde und leer, und den noch in der Kapelle Weilenden wollte bedünken, daß seine besten Wohlthäter und Freunde ihn nunmehr für immer verlassen hätten.

Schweren Herzens kehrte er nach dem Hofe zurück, und obwohl er noch in derselben Nacht den Schatz, einen mächtigen Hafen, bis zum Rande mit alten, klingenden Thalern gefüllt, hob und in seiner Schlafkammer barg, so wollte sich sein Gemüth doch nicht erleichtern und beruhigen, und die strafenden Worte des Heiligen klangen ihm immerfort in die Ohren und ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

Seit jenem Tage war er auf der Suche nach einem Weibe, denn er mißtraute der Festigkeit seiner guten Vorsätze und dachte sich, habe er einmal Weib und Kinder, so werde er nicht so leicht wieder in seine alten, schlimmen Gewohnheiten zurückverfallen.

Endlich glaubte er in einer zwar armen, aber braven und arbeitsamen Dirne die rechte gefunden zu haben, die er auch ohne vieles Besinnen als seine Auserwählte heimführte.

Da hatte er aber schlecht gebetet gehabt!

Kaum hatte das junge Weib die Wirthschaft angetreten, so fuhr der Hoffahrtsteufel in sie; sie fieng an zu prassen und zu verschwenden — kein Kleid war ihr schön genug, kein Schmuck zu kostbar — sie wollte es allen Nachbarsfrauen, selbst den begütertsten zuvorthun, und die Mutter, die sie mit ins Haus gebracht, unterstützte sie dabei aus Leibeskräften.

Der junge Bauer, der jetzt fleißig und sparsam geworden war, gab sich alle Mühe, Haus und Hof zusammen zu halten und dem Unwesen zu steuern — doch erwies er sich als zu schwach gegen die beiden Weiber,

die mit List und Schmeichelei durchzusetzen verstanden, was sie auf geradem Wege nicht erlangen konnten.

So lange die Thaler im Kasten reichten, herrschte noch so leidlicher Friede im Hause; als aber die letzten gegangen waren, und der Höfler nicht mehr blechen konnte, kamen die Furien zum Vorscheine und machten ihm das Leben sauer und unerträglich.

Er hatte aber keine Nothhelfer mehr, um sich der höllischen Mächte zu erwehren, die in sein Haus eingezogen waren.

Eines Tages fand man ihn hinter dem alten Kirchlein erhenkt an dem Äste eines Fichtenbaumes.



Der Wolfsschluchtjäger.

Pechschwarze Nacht lag überm Tann und der Sturmwind tobte und heulte vom „Petz“ *) herunter wie ein wildes Thier um die Giebel des Hauensteiner Schlosses und das naheliegende Jägerhäuschen, wo in später Stunde noch der helle Schein eines Lichtes zu sehen war, während oben im Schlosse alles längst in tiefem Schlafe lag.

In der niedern, holzgetäfelten Stube stand die stämmige hochgewachsene Gestalt des herrschaftlichen Jägers, das Gewehr nachlässig über die Schulter geworfen und den schweren Gebirgsstock in der nervigen Faust. Sein junges, bildhübsches Weib, das ihm erst seit einigen Wochen angetraut worden, schmiegte sich an seine Seite und schaute ihm besorgten Blicks in das ernste, wettergebräunte Gesicht, während die beiden Bracker winselnd und ungeduldig seine Beine umschnopperten.

„Willst du denn in dieser stockfinstern Nacht hinaus in den Wald?!“ sagte sie mit leiser, bebender Stimme, indem sie angstvoll seine Hände faßte und krampfhaft in

*) Höchste Kuppe des Schlern.

den ihren preßte; „höre nur, wie der Wetterwind haust und die Bäume unter seinem Griffe ächzen und stöhnen, daß es zum Entsetzen ist!“

„Es sind Wilderer im Gebirge“, entgegnete der unerschrockene Waidmann, seinen Hut tief in die Stirne drückend und seine Hunde koppelnd, „soll ich warten, bis sie mir die letzte Klaue weggepirscht haben und die gnädige Herrschaft das Nachsehen hat, wenn sie in den nächsten Tagen hinauf auf's Gamskar kommt?!“

„Vom Tschaminthale her ist ein Gewitter im Anzuge!“ seufzte die Beängstigte, „ich sah das Leuchten und Schlängeln der Blitze, als ich in der Küche die Suppe für dich kochte; wenn es dich da oben überrascht — die Wetter ziehen von dort so gerne herüber nach dem Schlern!“

Ein freundlicher und liebevoller Blick aus des Jägers sonst so trotzigem Auge und ein herzlicher Händedruck lohnte des jungen Weibes treue Sorge um ihn. — „Sei ruhig, Gertraud!“ sagte er, „ich kenne alle Wege und Stege und die Nacht ist für mich, wie der helle Tag — Sturm und Unwetter bin ich gewohnt, so was darf Unsereiner nicht achten. — Leg' dich ruhig zu Bette und wenn du schon willst, so bete auch für mich vorher noch ein andächtig Vater unser!“

Er schickte sich eben zum gehen an; noch unter der Schwelle umfaßte ihn aber die junge Frau mit stürmischer Heftigkeit und rief in der quälenden Angst ihres Herzens: „Ach Joseph! denke an den wilden Jäger, der nachts da oben im Gebirge umgeht und schon so manchen braven Waidmann ins Verderben gelockt hat.“ —

„Der kann mir nichts anhaben!“ sagte der Forstwart mit ruhigem Lächeln, indem er sich sanft ihrer Umschlingung entwand; „ich trage Mutters Sterbekreuzchen auf der Brust — da vermag kein böser Geist was über mich!“

Als er mit diesen Worten sich entfernt hatte und mit seinen Hunden in Nacht und Dunkelheit verschwunden war, sank das junge Weib leise schluchzend neben dem Bette auf die Kniee, lange und inbrünstig betend, während die Windsbraut heulend durch den Wald hinbrauste und die alten Tannen aus dem Schlummer rüttelte. —

Es mochte wohl auf Mitternacht gehen, als der Jäger mit seinen beiden Hunden die Stelle erreicht hatte, wo der Weg im jähen Anstiege an den schroffen Schlernwänden vorüber nach jener Gebirgsregion führt, welche die „Wolfsschlucht“ heißt. —

Er machte kurze Rast und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit; doch vernahm er nichts, als das Tosen des Baches in der Tiefe und den Schrei der Eule, der von Zeit zu Zeit aus dem Walde heraufdrang. —

Der Sturm hatte auf Augenblicke nachgelassen; von Campidell herüber zog aber pechschwarzes Wettergewölke und hinter den gewaltigen Schlernzacken leuchteten und flammten die Blitze in grellen Farben; dumpfe Donnerschläge grollten von ferneher durch die Nacht.

Langsamen Schrittes und vorsichtig mit dem Stocke tastend verfolgte der Jäger den schmalen Gangsteig, der sich bald an nackter Felswand, bald durch lockeres Geschiebe zum Eingange in die Wolfsschlucht hinaufschlang. —

Der Wetterwind hatte sich wieder mit aller Macht erhoben und er kam stoßweise mit solcher Gewalt einhergewirbelt, daß der stämmige Mann seine ganze Kraft aufbieten mußte, ihm Stand zu halten, um nicht in die Tiefe geschleudert zu werden.

Endlich hatte er die Stelle erreicht, wo der Weg links nach der Schlucht einbog und verschnaufend blieb er wieder stehen, aufmerksam nach allen Seiten umherspähend. —

Das Gewitter war jetzt näher gekommen. Greller zuckten die Blitze, den ganzen Horizont erhellend, vom Schlern herunter, und lauter und dröhnender in immer kürzeren Pausen rollte der Donner durch das Gebirge hin.

Rechter Hand vom Steige, dem Jäger wohlbekannt, erhob sich ein mächtig Felsstück, von den Köhlern und Holzarbeitern das „wilde Mannl“ genannt; die Wachtgais pflegte dort ihren Stand zu nehmen, wenn der Rudel, vom Kar herunter wechselnd, an der Stelle weidete. —

Ein Blitz schlängelte in diesem Augenblicke vom Himmel nieder, dem gleich darauf ein markerschütternder Donner folgte. — Das ganze Gebirge schien wie im Feuer zu stehen. —

Da glaubte er am Fuße dieses Steinkolosses eine Gestalt auftauchen zu sehen, die rasch verschwindend, gleich darauf wieder auf der obersten Spitze zum Vorschein kam. —

Es war ein Mann von herkulischem Wuchse in der ortsüblichen Tracht — dem grauen Lodenhemde und den enganliegenden ledernen Kniehosen.

Auf dem Kopfe trug er einen hohen Spitzhut mit wildem phantastischem Federschmucke und um die Schultern Pirschstutzen und Waidtasche sammt einem feisten Gemsbocke, den er ihm vielleicht in dieser Stunde vor der Nase weggepirscht hatte. —

Dem Jäger schwoll die Zornesader an der Stirne und im Nu hatte er sein Gewehr schußbereit, um dem Wilderer brühwarm eine Kugel auf den Pelz zu brennen; doch war es im selben Momente wieder stockfinster geworden, vielleicht zu seinem Glücke, denn wer weiß, ob das tödtliche Blei, einmal aus dem Laufe, nicht wieder auf den Schützen zurückgekommen wäre.

Als abermals das jähe Licht eines Blitzes die Landschaft erhellte, war die Gestalt oben am Fels wieder verschwunden. Der Jäger glaubte aber den Unheimlichen soeben mit langen Schritten nach der Schlucht einbiegen zu sehen, die sich wie ein gähnendes Höllenthor vor ihm öffnete.

Rasch entschlossen machte sich der beherzte Jäger zur Verfolgung des vermeintlichen Wilderers auf. — Er koppelte seine beiden Bracker los, die sich aber nicht, wie sonst, laut bellend auf die Suche machten, sondern ängstlich mit eingezogenen Schwänzen hinter ihrem Herrn einherschlichen. —

Das Hochgewitter hatte sich mittlerweile verzogen; nur da und dort zuckte noch ein fernes Wetterleuchten,

dem das dumpfe Rollen des Donners folgte, durch die Nacht. Das vom Sturmwinde gejagte Gewölke theilte sich und in dem geisterhaften Lichte des Mondes zeigte sich wieder die gigantische Gestalt des unbekannten Waidmannes, der an den Stamm einer verkrüppelten Föhre gelehnt, seinen Verfolger zu erwarten schien.

Als der Jäger jedoch auf Schußweite herangekommen war, lenkte dieser seine weitausgreifenden Beine nach der Schlucht hinein, in deren Schatten er bald den Blicken seines eifrigen Verfolgers entschwand.

Der schmale Gangsteig, der sich längs dem tosenden Bache hin wand, führte immer tiefer in ein fast unentwirrbares Felsenlabyrinth, wo die nackten himmelhohen Dolomitwände sich enger und enger zusammenschlossen und dem wildschäumenden Elemente, das immer ungestümer gegen die beengenden Schranken anstürmte, sich trotzig entgegenstemmten.

Fiel da und dort noch ein matter Schimmer des fahlen Mondlichts herunter in diese schauerlichen Schlünde, so konnte der Jäger wohl auf Augenblicke wieder den vor ihm Dahinschreitenden erspähen, dessen Gestalt größer und größer zu werden und in das Ungeheuerliche zu wachsen schien.

Nun hatten sich aber die Felswände oben so eng verbunden, daß kein Schein eines Lichtes mehr durchdringen konnte, und tiefe, schau'rige Finsterniß umgab den Muthigen, der unverzagt vorwärts drang und von seiner Verfolgung nicht abstehen wollte.

Bis hieher war ihm so zu sagen noch jeder Stein bekannt gewesen — jetzt tastete er sich nur mehr auf

das Ungefähre weiter, und es bedurfte aller Gewandtheit seines gestählten Körpers, um auf dem abschüssigen schlüpferigen Pfade nicht das Gleichgewicht zu verlieren und nach der Tiefe abzugleiten. — Die Gebirgswässer troffen von allen Seiten wie Gießbäche auf ihn herunter, ihn bis auf die Haut durchnässend und unter ihm tobte und schäumte der mächtig angeschwollene Bach durch sein enges Becken, gewaltige Felstrümmer und Stämme entwurzelter Bäume vor sich hertreibend.

Nicht wissend, wo er in der Hitze seiner Verfolgung hingerathen, blieb der Jäger verschnaufend stehen und spähte nach allen Seiten umher, ob er nichts mehr von dem Gesuchten entdecken könne — doch sein sonst so geschärftes Auge vermochte die sackartige Finsterniß, die ihn umgab, nicht zu durchdringen und das Ohr war betäubt von dem Lärmen des Baches, das jedes andere Geräusch verstummen machte.

Schon dachte er daran, sein gefahrvolles und fruchtloses Unternehmen aufzugeben, als ein grünlicher Lichtschimmer durch das Dunkel hinzuckte und weithin die schauerliche Wildniß erhellte. Ihm ganz nahe und nur durch den wildschäumenden Bach getrennt, stand der unholde Geselle mit verschränkten Armen auf einem Steinblocke, seinen beharrlichen Verfolger mit seinen dämonischen Blicken messend. Das grünliche Licht schien von seinen Augen auszustrahlen, die unter dem beschattenden Hute wie die Pupillen der Wildkatze funkelten und glänzten. —

Blitzschnell hatte der Jäger sein Gewehr herumgerissen und der Schuß krachte, zehnfaches Echo weckend, durch die Schlucht.

Eine hämische, weithinschallende Lache, so wild und teuflisch, daß dem muthigen Waidmanne das Herz im Leibe erstarrte, war die Antwort darauf und als sich der Pulverrauch verzogen, war der Unhold wieder verschwunden und dichte Finsterniß umgab ihn, wie vorhin. —

Im selben Augenblicke fühlte er in der Gegend des Herzens einen brennenden Schmerz und als er sein Wamms öffnete, fiel die Kugel, die auf ihn zurückgegangen, schwer zur Erde nieder. — An seiner Mutter Sterbekreuzchen hatte sie die tödtliche Wirkung verloren! —

* * *

Noch so manche schaurige Geschichte wissen die ältern Leute der Gegend vom wilden Wolfsschluchtjäger zu erzählen, der in nächtlicher Stunde bald hier, bald dort einem Hirten oder Wildschützen begegnete und ihn in das Verderben lockte. —

Das Letztemal erschien er einem jungen Holzknechte aus Kastelrut, der sich bei einem der Höfler unten in die Arbeit verdungen hatte. — Er war schon vor Tagesgrauen zur Schlernschlucht hinaufgestiegen und hatte soeben einen Baum gefällt und sich zur Rast auf den Strunk, den er mit den üblichen drei Kreuzen bezeichnet hatte, niedergesetzt. —

Da stand der Fürchterliche vor ihm und ihn mit seinen wilden, funkelnden Augen anstierend, sagte er mit dumpfer Stimme:

„Dank' es den drei Kreuzen im Stamm' — sonst schlüg' ich dich krumm und lahm!" worauf er vor ihm in die Erde versank. —





Die drei Schwestern.

Im Pertschollhofe lebten drei Schwestern, bildhübsche Dirnen, deren jede aber mit einem Gebresten behaftet war. — Die Älteste war taub, die Zweitälteste stumm und die Jüngste blind. — Das war für die Eltern ein großes Kreuz, denn trotz ihres Wohlstandes und der Schönheit ihrer mannbaren Töchter, wollte sich kein Freier für die letztern finden.

Da traf es sich, daß der Höfler ein Paar Ochsen auf den Markt nach Bozen trieb und ein schönes Stück Geld dafür erlöste, so daß sein Leibgurt von harten Thalern strotzte.

Ehe er sich auf den Heimweg begab, wollte er für die Seinen noch einen Marktkram kaufen. Er schlenderte dem Platze zu, wo Bude an Bude sich reihte, und sah da ein mit bunten Tüchern behangenes Gerüste, worauf ein rothbefracktes Männchen mit mächtiger Perücke und zierlichem Degen an der Seite stand, das sich für einen Wunderdoktor ausgab und sich rühmte, jedes Gebresten, heiße es, wie es wolle, durch sein Geheimmittel heilen zu können.



Flugs kaufte er sich für einen blanken Thaler ein Fläschchen von dem Wunderbalsam, der nach der ausdrücklichen Versicherung des gelehrten Doktors die Tauben hörend, die Blinden sehend und die Stummen redend machen konnte. — Damit wanderte er getrost nach seinem Berghofe zurück.

Die beiden älteren Schwestern nahmen sofort von der wunderkräftigen Essenz, während die Jüngste, die klügste von ihnen, damit noch zögerte, weil sie erst den Erfolg bei den anderen abwarten wollte. — Nun zeigte sich, daß der fremde Doktor wirklich Wunder bewirkte, jedoch ein Schalk und boshafter Zauberer war, der den Teufel mit dem Lucifer austrieb: Die Taube war hörend, dafür aber stumm geworden, und die Stumme hatte die Sprache erlangt, war dafür aber stocktaub geworden, und so hatten die Beiden eigentlich nur ihre Gebresten gewechselt. Die Jüngste ließ nun den Balsam erst recht unberührt, denn sie dachte sich: „Was nützt es mich, wenn ich sehend – und dafür vielleicht krumm, oder gar lahm werde!"

Eines Tages sagte die Jüngste zu ihren Schwestern: „Heute ist Johann der Taufer — da schlagen die Buben den Mädlen ihre Scheiben! Wir wollen nach dem Burgstall hinauf gehen, wo die Almer das große Sonnwendfeuer aufmachen — vielleicht, daß für uns auch ein Scheibel fliegt!"

Da wanderten die Drei Arm in Arm den Höhen des Burgstall zu.

Als sie in der Mitte des Waldes zu einer Stelle kamen, wo die Wege sich kreuzten, saß im Halbdunkel

der Dämmerung ein altes Weib auf einem Steine da, das ihnen die welke Hand entgegenstreckte und ein Almosen heischte.

Die beiden Ältern gaben nur je ein paar Pfennige und wollten mit einem kurzen Gruß vorüberschreiten, da ihnen die Begegnung unheimlich schien. Die Jüngste jedoch, die, wie gesagt, die klügste war, reichte der Alten ein blankes Silberstück hin und scherzte: „Der Stimme nach ist das die Kräuter-Hanne, die hier in der Nähe ihre Hütte hat, und weil heute ihr Tag ist, so soll sie sich was Gutes anthun, und uns damit, indem sie uns von unsern Gebresten heilt und obendrein zu rechtschaff'nen Freiern verhilft."

„Du verlangst viel in einem Athem!" sagte die Alte, „doch wir wollen sehen, was sich machen läßt." Darauf fragte sie, ob die Dirnen schon irgend welche Mittel gebraucht hätten, um sich ihrer Gebrechen zu entledigen. Als die Blinde nun erzählte, wie es den beiden Schwestern mit dem Balsam des fremden Wunderdoktors ergangen war, schüttelte die Alte bedenklich den Kopf und sagte, zu den letztern sich wendend: „Da seid ihr schlimm berathen gewesen! Ich will nun schauen, daß die Sache wieder in die Gräde kommt, doch wie die Bezahlung, so die Arbeit!"

Darauf berührte sie dieselben mit ihrem Krückenstabe und murmelte zwischen den Zähnen: „Hock, hock, hock — im alten Stock!" worauf die Älteste wieder taub und die Andere stumm war. — Zur Jüngsten sagte sie aber: „Wenn ein feines Herrlein dir begegnen und dich fragen sollte: „„Wo hinaus?"", so gib ihm eine rechte

und gereimte Antwort, und es werden dir die Augen aufgehen, und du wirst von deiner Blindheit geheilt sein!"

Als die drei Schwestern zum Almgatter kamen, standen drei junge, schöne und vornehm gekleidete Herren da, und der Erste fragte die Älteste: „Erlaube, schönes Kind — wo hinaus?" Die hatte aber, weil sie taub war, nichts gehört und ging fürbas.

Der Zweite vertrat der Andern den Weg und fragte noch dringender: „Sag mir doch — wo hinaus?" Die hätte ihm gerne geantwortet, allein sie vermochte es nicht, denn sie war ja stumm, und so eilte sie ihrer Schwester nach.

Da verschwanden die beiden Herren, als hätte sie der Wind davon getragen.

Der Dritte näherte sich alsdann der Jüngsten, und den Arm traulich um sie schlingend, flüsterte er ihr ins Ohr: „Herzallerliebste! du sagst mir doch — wo hinaus?"

Diese war mit der Antwort nicht verlegen und erwiderte kurz und bündig:

„Ei wo sonst, als in dein Haus!"

In diesem Augenblicke hatte sich das feine Herrlein in einen stämmigen, bildsaubern Berglerburschen verwandelt, und die Dirne, die nun plötzlich sehend geworden war, schritt an seiner Seite froh und seelenvergnügt dem Burgstall zu, wo bereits schon lichterloh ein lustig Feuer brannte und ein munt'res Völklein versammelt war.

Die Beiden gesellten sich zu den Anderen, und er ließ ihr zu Ehren die erste Scheibe fliegen, wobei er

einen hellen Juchezer ausstieß und das G'satzl anstimmte:

„Dös Scheibl schlag i der Liebsten mein,
Und steigen soll's bis in den Himmel hinein,
Wem's epper nit recht ist, der soll's sagen,
Dem will i ein and'res Scheibel schlagen!"

Wenige Monden darauf waren die Beiden ein glückliches Hochzeitspaar.

Damit aber die Freude eine ungetrübte sei, ließ sich die Kräuter-Hanne bewegen, auch die Schwestern von ihren Gebresten zu heilen, die dann auch bald Männer nach ihrem Sinn und Herzen bekamen.



Waldkränze.

Auf einsamen Feldwegen dich ergehend, wirst du vielleicht da und dort einmal an dem Stamme eines Baumes Kränze aufgehängt sehen, gewunden aus den Zweigen der Fichte oder der Eibentanne, und forschest du nach der Hand, die dies gethan und nach der Bedeutung des einfachen Zierrats, so findet sich wohl Niemand, der dir irgend welche Auskunft darüber geben könnte. — Die Kränze, alle von derselben Größe und von derselben Art geflochten, hängen immer in derselben Ordnung, zwei nebeneinander und einer darunter an dem Stamme und nimmst du sie weg, so finden sich am nächsten Tage wieder andere dort, zum Ersatze der abhanden gekommenen. — Das kannst du, soferne dich eine sträfliche Neugierde plagt, dreimal nacheinander versuchen — das drittemal werden sich die Kränze nicht mehr erneuern, dir wird aber zur Strafe für deinen Frevel früher oder später irgend ein Ungemach widerfahren, das dir die zürnenden Waldgeister zusenden. —

Eine ähnliche Bewandniß mag es mit den Kränzen haben, die man auf der einsamen weltvergessenen Stätte

im Walde findet, wo ein Wildschütze, den des Jägers Kugel hier ereilt, oder ein Selbstmörder geendet hatte, dem ein Grab in geweihter Erde versagt war. — Niemand weiß zu sagen, welche Hand sie dahin gelegt — doch mögen sie wohl andeuten, daß höhere Mächte milder über die Verirrten und Unglücklichen urtheilen, als die harten und lieblosen Mitmenschen dies gewöhnlich zu thun pflegen. — D'rum rühre nicht an einen solchen Kranz — laß ihn liegen, wo er liegt und bete ein „Ave" für die arme Seele, damit dir nicht selbst Unheil widerfahre.

* * *

Nach den letzten Franzosen-Kriegen, während welchen auch in der Umgebung von Sais und im Hauensteiner Walde so manche Kugel zwischen den leichtfüßigen Franzmännern und den stämmigen Gebirgsbewohnern dieser Gegend gewechselt worden war, trieb sich ein eigenthümlicher Mensch allda herum. — Die Leute nannten ihn den „Kranz-Nazi" und behaupteten, er wäre nicht recht bei Kopf, obwol er sonst von gutem harmlosem Wesen war und keinem Kinde etwas zu leide that. Er trug immer etliche aus Tannenzweigen geflochtene Kränze am Arme, und fragte man ihn, für wen er diese Kränze gebunden, so antwortete er stets:

„Für Eine, die Keinen hat!"

Eine andere Rede war nicht aus ihm heraus zu bekommen.

* * *

Als der Krieg noch aller Orten wüthete, lebte auf einem der stattlichen Berghöfe eine feine Dirne, das einzige Kind des begüterten Bauers, der jeden Sommer wohl seine dreißig Rinder nach der Saiser Alpe trieb, wo er ausgedehnte Weiderechte besaß.

„Schön Walburg“ (so nannten sie die Leute) hatte ihre Mutter schon vor Jahren verloren und führte dem Vater nun das ganze Hauswesen. — Sie hatte schon viele Bewerber abgewiesen und galt allgemein als spröde und stolz. — Die böse Welt aber, die bekanntlich Argusaugen hat, munkelte jedoch, daß es mit dieser Sprödigkeit eigentlich nicht so weit her sei und daß sie ihr Herz längst schon an einen wildfremden Menschen aus dem benachbarten Grödner Thale verschenkt und nächtlicherweile geheime Zusnmmenkünfte mit ihm habe, theils in dem nahen Hauensteiner Walde, theils oben auf den verborgenen Gründen des Burgstall. —

Und so verhielt es sich in der That. —

Nicht oft gerade, doch mindestens im Monate einmal kam sie mit dem schmucken Burschen an einem vorher verabredeten Orte zusammen, um das Gelöbniß ewiger Liebe und Treue mit ihm erneuern und die Pläne für die Zukunft besprechen zu können. —

„Ich werde kommenden Späthherbst vierundzwanzig Jahre alt“, sagte sie eines Tages zu ihm, „da muß mir der Vater mein mütterliches Erbtheil herausgeben; dann kaufen wir uns drüben im Gröden ein kleines Anwesen nnd werden ein Paar.“

„Und warum willst du denn den Vater in seinen alten Tagen verlassen?“ forschte der Bursche, will er die Heirath nicht, weil ich ein armer, wenn auch rechtschaffener Geselle bin?!“

Schön Walburg zögerte eine geraume Weile, ehe sie mit der Antwort herausrückte: „Er wäre, meine ich, gerade nicht dagegen“, sagte sie, verlegen mit dem Bande ihrer Schürze spielend, „aber ich selbst mag nicht in die Mäuler der Leute kommen, wenn ich einen wildfremden Menschen hier im Orte meine Hand gebe und in Haus und Hof einsetze.“

Der bedauernswerthe Bursche schien von dieser Rede wie niedergedonnert; ein heftiges Zittern befiel seinen sonst strammen und kräftigen Körper, und die beiden Hände vor das Gesicht pressend, brach er in ein heftiges krampfhaftes Schluchzen aus.

Es war, als wollte ihm das Herz zerspringen! —

„O Walburg!“ rief er, „so ist es wahr, was mir längst geahnt — du schämst dich meiner, weil ich arm bin und nur mit meiner Hände Arbeit mir mein Brod verdienen muß!“

Sie antwortete kein Sterbenswörtchen — er faßte aber stürmisch ihre Hand und sie heftig drückend, sagte er mit tiefbewegter Stimme: „Du hast ein treues Herz gebrochen — so fahre wohl, mög' es niemals dich gereuen!“ —

Ohne der betroffenen Dirne Zeit zu einer begütigenden Entgegnung zu lassen, eilte der Tiefgekränkte durch Nacht und Nebel auf und davon und sie trat nachdenklich

und verstimmt über diesen so plötzlich eingetretenen Riß in ihrem Liebesverhältnisse den Heimweg an. —

* *
*

Schön Walburg hatte seither immer gehofft, daß sich der Unmuth ihres Auserwählten schon wieder legen und er sich eines Tages reumüthig bei ihr einfinden werde. Doch diese Hoffnung erwies sich als eine trügerische — und sie war zu stolz, ihr Unrecht einzusehen und einen entgegenkommenden Schritt bei ihm zu thun. So waren und blieben sie geschiedene Leute.

Mittlerweile begann die Kriegsfackel auch auf diesen Höhen zu lodern.

Eine starke Abtheilung feindlichen Militärs war über die Saiser Alpe gedrungen und war im Hauensteiner-Walde von der rasch aufgebotenen Sturmmannschaft der umliegenden Ortschaften scharf angegriffen worden.

Es kam zu einem hitzigen Gefechte und auf beiden Seiten gab es viele Todte und Blessirte.

Nach dem nahen Hofe war im Laufe des Tages ein junger, schwer verwundeter Offizier gebracht worden, dessen Pflege Schön Walburg bereitwillig übernahm. Sie räumte ihm ihre eigene Schlafkammer, die beste im Hause, ein, besorgte eigenhändig die Verbände und wachte ganze Nächte an seinem Lager, bis das Wundfieber wich, und er nach einigen Wochen seiner völligen Genesung entgegengieng. —

Dem hübschen fremden Krieger schien es auf dem gastlichen Hofe sehr zu gefallen und er erwiderte Schön

Walburgs aufopfernde Sorge um ihn mit der zartesten Rücksicht und der feinsten Galanterie, die ihrem Stolze und ihrer Eigenliebe nicht wenig schmeichelte. — Bis zum anrückenden Herbste blieb er ihr Gast, und als er endlich schied, that er es mit der Betheuerung ewiger Liebe und Dankbarkeit, und daß er bald weiter von sich hören lassen werde. —

Doch Undank ist der Welt Lohn, und wie Schön Walburg ihrem ersten wackern Verehrer eingemessen, so sollte ihr von ihrem zweiten ausgemessen werden, der sein Versprechen in keiner Weise erfüllte und wohl niemals ernstlich daran gedacht hatte, ein Verhältniß mit dem einfachen, ungebildeten Landmädchen fortzusetzen, dessen er sich daheim im Kreise seiner Familie und seiner ausgebreiteten Bekanntschaft hätte schämen müssen. —

Von einem Monat zum andern wartete Schön Walburg auf Nachrichten, doch ihre Hoffnung wurde immer getäuscht und endlich mußte sie sich eingestehen, daß sie von einem Undankbaren betrogen worden sei!

Die jungen Burschen der Nachbarschaft aber, die ihr ihre Sprödigkeit auf's Kerbholz geschrieben hatten, legten ihr dafür in der Nacht einen Strohkranz vor das Fenster, damit andeutend, daß sie das Kränzlein ihrer jungfräulichen Ehre eingebüßt habe.

Die Dirne schlich trübselig und in sich gekehrt im Hause und auf einsamen Waldwegen umher, den Leuten scheu aus dem Wege gehend. — Sie sah bleich und kränkelnd aus und hatte alle Jugendfrische verloren. —

Eines Tages fanden Holzfäller ihren entseelten Körper unter einem Fichtenbaume auf das Moos hingestreckt; sie hatte sich die Adern durchschnitten und wurde als eine Selbstmörderin ohne Sang und Klang und ohne priesterlichen Segen auf derselben Stelle eingescharrt.

Das Ereigniß war in aller Leute Mund, und als der alternde Vater in keineswegs schonender Weise davon in Kenntniß gesetzt wurde, traf ihn der Schlag und er war in wenigen Stunden eine Leiche. —

Das war in den Tagen des Hochsommers gewesen. — Als aber die kühle Herbstluft über die Stoppeln wehte, sprach niemand mehr von der traurigen Geschichte. Schön Walburg war vergessen und verschollen und nur jenseits der Berge lebte noch eine Seele, die ihrer in Liebe und Treue gedachte. —

Am Allerseelentage kniete ihr erster Geliebter auf ihrem öden vereinsamten Grabe; seine kräftige Gestalt war gebrochen, sein Gesicht verstört — die Augen glühten wie im stillen Wahnsinne. —

Er hatte soeben einen Kranz aus Tannenzweigen auf die Scholle hingelegt, welche Schön Walburgs irdische Hülle barg, leise und zu wiederholtenmalen flüsterte er die Worte vor sich hin:

„Für Eine, die Keinen hat!“



Der Todtensteg.

Vielerlei Wege führen nach allen Richtungen kreuz und quer durch den Tann — An vielen Stellen durchschneiden sie sich, und ist man nicht genau mit ihnen vertraut, so geräth man leicht auf einen sogenannten Holzweg, der nach einem entlegenen Waldesdickicht führt, wo er sich dann plötzlich verlauft, daß man nicht mehr weiß, wo an und aus. — Solche Wege verlocken den Unkundigen gar leicht, daß er stundenlange im Walde umherirren kann, ehe er sich wieder zurecht findet. — Wohl ihm, wenn ihn dabei nicht die Nacht überrascht, die im finstern Tanne, weniger als irgendwo, des Menschen Freund ist.

Ein junger schmucker Ritter aus dem benachbarten Grödner Thale, der als Gast der edlen Maulrappen im Hauensteiner Schlosse verweilte, gerieth, von einem Pirschgange spät abends heimkehrend, auf einen solchen Irrweg und wurde von ihm nach einem der wildesten Gründe des Tanns gelockt. —

Es war schon Herbsteszeit, und Eichen und Buchen waren bereits blutroth gefärbt. — Ein feuchter Nebel hatte sich über den Wald gelagert und wehrte dem Auge

den Ausblick in die Ferne. — Der Ritter spähte umher, unschlüssig, nach welcher Richtung er seine Schritte lenken sollte. — Da gewahrte er in geringer Entfernung vor sich eine weißgekleidete schlanke weibliche Gestalt, welche an den Stamm eines Baumes gelehnt, ihn gleichsam zu erwarten schien.

Zögernd näherte er sich der räthselhaften Unbekannten, die sich rasch emporgerichtet hatte und mit beflügelten Schritten vor ihm herschwebend, bald in dem immer dichter werdenden Nebel entschwand. —

Nichts Arges ahnend folgte er der Erscheinung durch das einbrechende Dunkel nach und der Weg, der anfangs in der Richtung nach dem Schlosse hinab zu lenken schien, bog plötzlich seitwärts ein und stieg allmählig immer jäher bergan, ihn nach gänzlich unbekannten Regionen des Tanns führend. —

Der Nebel hatte sich etwas verzogen und der Ritter glaubte etwa hundert Schritte vor sich die Erscheinung dahin schweben und die weißen wallenden Gewänder auf Augenblicke durch das Dickicht glänzen zu sehen. —

Entschlossen, das Abenteuer zu bestehen, verdoppelte er seine Schritte und eilte der Fliehenden nach. —

Der Weg, der vorhin über glatten Waldesrasen gegangen war, wurde immer rauher und steiniger, und dichter als je fiel ein Nebel ein, daß er kaum fünf Schritte vor sich zu sehen vermochte. Nur soviel konnte er wahrnehmen, daß der Pfad, sich mehr und mehr verengend, nicht mehr durch den Wald, sondern im jähen Anstiege an steiler Felswand hinlief und oftmals um

einen Vorsprung biegend, immer höher über das wildeste Geschröffe sich emporschlang.

„Ja nun — wo die schöne Unbekannte mit ihren zarten Füßen hinkann, da kann ich's auch!" dachte sich der Ritter und setzte seinen Weg beharrlich fort. —

Der ohnehin schon schmale Gangsteig hatte sich nach und nach in der Weise verengt, daß er vorsichtig einen Fuß vor den andern setzen mußte, um das Gleichgewicht zu erhalten und nicht nach der gähnenden Tiefe abzustürzen. — Plötzlich aber, an einer Stelle, wo die Wand fast senkrecht auf- und niederstieg, verlief er sich spurlos in dem glatten Gestein und der Ritter konnte nicht mehr vorwärts schreiten.

Nachsinnend, was er beginnen sollte und wo die räthselhafte Erscheinung hingekommen sein mochte, blieb er stehen. —

Ein heftiger Wind hatte sich erhoben und jagte den Nebel auseinander, und wieder erspähte er auf einen Augenblick die luftige Gestalt der Verführerin, die längs den Felswänden dahinschwebend, hinter einem Vorsprunge verschwand.

Nun merkte er wohl, daß er von einem losen Gespenste genarrt worden sei, und es bedurfte großer Gewandtheit und Unerschrockenheit von seiner Seite, um auf dem schmalen Standpunkte zwischen Himmel und Erde, auf dem er sich befand, die Wendung zu bewerkstelligen, und bei der hereinbrechenden Dunkelheit nicht über die thurmhohen Felswände hinab zu stürzen. Doch gelang es ihm glücklich und ohne irgend welchen Unfall

in den Tann zurück und endlich auch nach dem gastlichen Schlosse zu gelangen, wo man seines langen Wegbleibens wegen bereits in Sorge war.

„Ihr dürft noch vom Glücke reden, daß ihr mit heiler Haut davon gekommen seid!“ eiferte die würdige Burgfrau, als der Ritter Mittheilung von seinem Erlebnisse machte, „das Gespenst hat schon viele nach dem Todtenstege gelockt und nur Wenige sind von dort zurückgekehrt; die meisten von den Irregeleiteten liegen in den unzugänglichen Schluchten da oben begraben — ihre Leiber wurden von den Geiern verzehrt und die Knochen bleichen in jenen schauerlichen Abgründen. — Laßt euch nur von unserm alten Castellan erzählen, was es mit diesem Stege ist — er kann euch genauen Bescheid darüber geben.“

Dieser zögerte nicht, der Aufforderung seiner Herrin Folge zu leisten:

„Nicht immer“, begann er, „war diese Burg ein gastlich Dach, wie heute — nicht immer waltete darin eine freundliche, besorgte Wirthin, gleich unserer edlen Gebieterin. — Zur Zeit, als unten an der Etsch noch die übermächtigen Eppaner Grafen herrschten, lebte auf dem Hauensteiner Schlosse einer ihrer Vasallen, ein rauher, aber tapferer Ritter, der in einer der zahlreichen Fehden, welche dieses Geschlecht gegen die Trientner Bischöfe führte, sein Leben verlor.

Die junge, kinderlose Witwe, ein Weib von seltener Schönheit, war bald der Gegenstand vielfacher Bewerbung, allein die Erfahrungen, die sie während einer kurzen,

freud- und liebelosen Ehe mit dem rauhen Kriegsmanne, ihrem Gemahle, gemacht, hatte ihr das Männervolk verleidet, und sie gelobte, ihre Freiheit keinem Manne mehr zum Opfer zu bringen. — Je spröder und abweisender sie sich jedoch zeigte, desto stürmischer wurde das Begehren um ihre Hand, und sie sann auf Mittel und Wege, sich der verhaßten Freier für immer zu entledigen.

Von durchziehendem Knappenvolke ließ sie einen breiten, bequemen Reitsteig durch den Tann anlegen, der nach den wilden Schlernwänden führend, immer schmäler wurde, und endlich an einer Stelle, wo eine Umkehr nicht mehr möglich schien, im nackten Fels verlief.

Kam nun ein Bewerber auf das Schloß, so wurde er von dem schönen arglistigen Weibe gastlich empfangen und bewirthet, ihm aber bedeutet, daß er dem verstorbenen Gemahl an Muth und Kühnheit zum mindesten nicht nachstehen dürfe, wenn er die Hand der reizenden Witwe erringen wolle.

Er müsse vorerst die Probe hierauf bestehen — — und hoch zu Roß, gerüstet und gewappnet, wie es jener einst gethan, den Ritt zum Schlern machen. Schreckte er vor dem gefährlichen Unternehmen zurück, so wurde ihm bedeutet, er wäre ein Feigling und möge sich seines Weges trollen. — Wer aber das tolle Wagstück unternahm, war ein verlorener Mann, denn von jenem Stege gab es für ihn und sein Roß keine Umkehr mehr. —

So lagen der Opfer bereits viele in der Tiefe der unzugänglichen Schlucht, und es schien fast, als sollte die Herrin des Schlosses nun endlich Ruhe bekommen,

denn geraume Zeit schon hatte sich kein Freier auf der Burg mehr blicken lassen.

Eines Abends jedoch im schönen Wonnemonate pochte es an die Pforte, und ein Ritter in glänzender Rüstung auf edlem Berberrosse hielt draußen und bat um Einlaß.

Der Angekommene war ein stattlicher, bildschöner Mann, dem hoher Muth und kühnes Heldenfeuer aus den stolzen Augen blitzte. — Mit edlem Anstande brachte er seine Werbung vor, welche die Burgfrau nicht, wie bei ihren früheren Freiern, mit einem kalten stolzen Lächeln, sondern tief erröthend, mit einem huldvollen Blicke entgegennahm.

Verwirrt und befangen bat sie den Ritter, ihr einige Tage Bedenkzeit zu gönnen und bis zu ihrer Entscheidung ihr Gast zu bleiben, was derselbe ohne Zögern bereitwillig annahm. —

Aus den Tagen wurden aber Wochen und Monde und der Funke, der seit der ersten Begegnung mit dem Ritter in ihrer Brust fortgeglimmt hatte, war zur wilden verzehrenden Flamme emporgelodert, während der Freier eine kühle Zurückhaltung beobachtete und damit die Leidenschaft des liebenden Weibes bis zur Raserei steigerte.

Endlich ergab sich die von der Burgfrau heiß ersehnte Gelegenheit zu einer Erklärung und sie gestand ihrem Gaste, daß er der Erste sei, der ihr Herz gewonnen, und daß sie ihm durch Himmel und Hölle folgen wolle, als seine treue hingebebende Gefährtin. —

„„Wohl denn — ich will das erproben!““ sagte der Begünstigte, während ein feines fast spöttisches Lächeln seine

Lippen umspielte, „„doch will ich keinen Vorzug vor deinen früheren Bewerbern. — Ich mache den Schlernritt gleich morgen mit anbrechendem Tage und verlange als Beweis deiner Liebe nichts weiter, als daß du mir vorangehst und mir den Weg weisest.““

Wie niedergedonnert stand diese da, als sie die seltsame Rede vernahm; dann stürzte sie sich verzweiflungsvoll zu seinen Füßen hin, ihn beschwörend, von seinem Vorhaben abzustehen, das ihm und ihr Verderben bereiten müßte. —

Er blieb jedoch unbeugsam bei seinem Entschlusse, da er nicht wolle, daß sie ihm einmal den Vorwurf machen könne, er wäre weniger muthvoll gewesen, als ihr erster Gatte, oder ihre unglücklichen hingeopferten Freier.

* * *

Kaum glühten die Schlernzacken im ersten Sonnenstrahle, so bestieg der Ritter gerüstet und gewappnet, den glänzenden Stahlhelm auf dem Haupte, sein Berberroß und ritt durch den Tann hinauf nach den himmelhohen Wänden des Schlern. —

Die Burgfrau im leichten Morgengewande, eine weiße Rose im glänzend schwarzen Haare, wankte bleich und verstört, wie eine arme Sünderin, die zur Richtstatt geht, vor ihm her. — Kein Sterbenswort wurde zwischen den Beiden gewechselt. —

Als sie zu jener Stelle gelangten, wo der Weg nach den Wänden einmündet, blieb sie zögernd stehen, einen verzweiflungsvollen Blick auf ihren Begleiter werfend.

Doch wie ihr Auge dem seinen begegnete, schauderte sie zusammen vor der eisigen Kälte, die sich darin aussprach.

„„Du willst es““, flüsterte sie, „„wohlan, so sei es! Mit dir durch Himmel und Hölle — es umschließe uns dasselbe Grab!““

Entschlossen schritt sie weiter und der Ritter hoch zu Roß folgte ihr auf dem steilen sich mehr und mehr verengenden Stege über die schwindelnden Abgründe hin, bis sie den Punkt erreichten, wo ein Schritt weiter den unfehlbaren Absturz über die senkrecht abfallenden Wände zur Folge haben mußte. —

Hier hielt derselbe nun sein schaum- und schweißbedecktes Pferd an und rief mit lauter, weithintönender Stimme, die wie Posaunenton des Weltgerichtes in die Ohren des verzweifelnden Weibes klang:

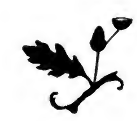
„„Verabscheuungswürdige! deine Opfer in der Tiefe rufen dich, die Geier harren dein, dich zu verzehren — fahr zur Hölle, aber ohne mich!““ —

Sein Speer traf die Unglückselige hart an der Brust und rücklings stürzte sie mit einem markdurchdringenden Wehrufe hinunter in die grauße Tiefe. —

Der Ritter aber, vertrauend seinem edlen, erprobten Thiere, riß dasselbe mit einem jähen Ruck herum, daß es, sich hoch emporbäumend, einen Augenblick in der Luft zu schweben schien, dann aber festen Fuß gewinnend, seinen kühnen Reiter sicher und unversehrt nach dem Thale hinunter trug, woher er gekommen.“ —

So die Märe des alten Castellans. —

Die Unglückselige kann aber in der schaurigen Schlucht, wo ihre Gebeine liegen, keine Ruhe finden. — Ab und zu erscheint sie verirrten Wanderern, sie nach dem „Todtenstege“ lockend. — Ob und auf welche Weise die arme Seele erlöst werden kann, ist zur Stunde noch ein ungelöstes Räthsel! — —



Der Junker von Salegg und die Wasserfrau.

In den letzten Jahrhunderten der Kreuzzüge, als Margaretha, genannt die Maultasche, in Tirol regierte, lebte auf dem einsamen Schlößlein, dessen Trümmer heute noch den Eingang zur wilden Schlernschlucht bewachen, ein ritterlicher Hagestolz.

Außer ein paar handfesten Knechten und seinen Rüden hatte er niemanden um sich, als einen kahlköpfigen, hinkenden, einäugigen Knappen, einen schnurrigen, täppischen Gesellen, der mit ihm in Palästina war und gleich seinem Herrn einen unbesiegbaren Abscheu vor dem Wasser, wie auch vor den arglistigen Töchtern Evas von dort mitgebracht hatte.

Der edle Junker war nicht immer ein Verächter des schönen Geschlechts gewesen, denn am üppigen Hofe Margarethens, wo er die Würde eines Kämmerers bekleidet hatte, waren ihm galante Abenteuer nicht fremd geblieben, bis ein sprödes Fräulein, in das er sich sterblich verliebt hatte, den lästigen Bewerber, nach der Sitte jener Zeit, in das Land der Verheißung narrte, wo es

für ihn und seine tapfern Genossen nichts zu holen gab, als Pestilenz und andere Seuchen, zerschlagene Knochen, und etwa noch als Zugabe einen niedlichen, buntgefiederten Tartarenpfeil zwischen die Rippen.

Des Junkers Knappe, der vordem, gleich seinem Herrn, ein verbuhlter Geselle war, hatte bei der Erstürmung von Damaskus von den zarten Händen einer armenischen Schönen eine Butte voll kochenden Öls auf den Kopf herunter bekommen, wovon ihm sämmtliche Haare ausfielen, daß seine Glatze aussah wie eine geschmorte Speckschwarte. — Als er sich dann für die erlittene Unbill bei einer hübschen Griechin schadlos halten wollte, stach ihm diese mit einem Bratspieße das linke Auge aus, und der erboste Gatte, ein derber, vierschrötiger Hufschmied, schlug ihm mit einer Eisenstange das rechte Schienbein entzwei.

Ein kahler Schädel, ein verlorenes Auge und ein hinkend Bein waren die Errungenschaften, die ihm beim ersten Betreten des Landes, wo Milch und Honig fließen, durch die Gunst des schönen Geschlechts zu theil geworden waren.

Nicht viel besser war es seinem gestrengen Herrn, dem Junker, ergangen:

In einem entlegenen, schmutzigen Gäßchen der Stadt wurde er von einer verführerischen Delila, in der er das Ebenbild seiner Huldin am Meraner Hofe zu erblicken glaubte, in eine Räuberhöhle gelockt, mit Knütteln bearbeitet und seines Mammons entledigt, worauf man ihn wie eine todte Katze auf die Straße warf.

Mitleidige Mönche hoben ihn auf und brachten ihn nach seiner Herberge. —

Bei dem Zuge durch die lybische Wüste hatte der glühende Samum allen Wein in ihren Schläuchen ausgetrocknet, und die Beiden vermeinten vor Durst elend zu Grunde zu gehen. — Als sie dann an den Jordan kamen und in gierigen Zügen das Wasser des heiligen Stromes tranken, hatte dasselbe einen so gräulichen Tintengeschmack, daß sie sich unter den unchristlichsten Flüchen und Verwünschungen hoch und theuer vermaßen, es solle nie wieder ein Tropfen dieses Elements über ihre Lippen kommen.

Nach diesen und andern Fährnissen endlich wieder heimgekehrt, erfuhr der Ritter, daß die Auserwählte seines Herzens schon vor Jahr und Tag die Gattin eines Andern geworden sei, und ihm sohin eine derbe Nase gedreht habe.

Kein Wunder also, wenn Herr und Knecht nicht nur das Wasser, sondern auch die Weiber für immer verschworen hatten und nur mehr dem Bachus huldigten, der ihnen als der einzige, wahre Beglücker der Menschheit erschien.

Von früh bis spät kam der Humpen nicht mehr von des Junkers Tisch, während der Knappe, der das Amt des Mundschenken versah, beim Füllen im Keller so tapfer Bescheid that, daß ihn der Ritter oftmals in jenen unterirdischen Räumen aufsuchen und bei den breiten Löffeln emporziehen mußte, wenn er, angetrunken wie ein Schlauch, zwischen den Fässern auf der Erde lag. Eine ausgiebige

Tracht Prügel belehrte den Säumigen alsdann, daß sein Herr und Gebieter in diesem Punkte keinen Spaß verstand.

Nächst dem Becher huldigte der Junker auch dem Vergnügen des edlen Waidwerks, und wenn die Schonzeit zu Ende und der Herbst gekommen war, strich er mit seinen Rüden emsig dem Wilde nach, und manch feister Keiler erlag dem wohlgezielten Wurfe seines Jagdspeers. — Kein noch so heftiger Nordsturm und Regenschauer vermochte ihn dann zu Hause zu halten, und wenn er nach einer glücklichen Pirsche bis auf die Haut durchnäßt heimkam und am lustig flackerndern Kaminfeuer saß, während der Regen vom Winde gepeitscht an die Fenster schlug, dann wurde er aufgeräumt und guter Dinge, und er pflegte zu dem Knappen zu sagen:

„Zapf' mir heut' vom Mutterfaß —
Wird der Mensch von außen naß,
Soll er's auch von innen sein,
Doch beileibe nicht vom Wasser,
Sondern nur allein vom Wein!"

Da mußte letzterer wohl auch einen Humpen für sich füllen und sich ihm gegenüber an den Tisch setzen, und der Ritter unterhielt sich mit ihm von den Erlebnissen und Abenteuern im fernen Lande, von den Heldenthaten gegen Beduinen und Sarazenen, Juden und Heiden, von den Schlangen und Scorpionen und den tanzenden Derwischen — bis er zum Capitel von der schönen Delila kam, wo dann seine Gemüthlichkeit plötzlich ein Ende hatte, und er mit seinen Fäusten so grimmig herum zu

fuchteln begann, daß dem Knappen angst und bange wurde, und er zur Besänftigung des Erbosten zu seinem Spielzeuge griff und ein holperig Lied anhob, etwa des Inhalts:

„Johannes war, der Taufer,
Kein Deutscher und kein Saufer,
Der Wein war ihm zu schwer,
Drum trank nur Wasser er.

Er taufte Juden und Heiden,
Die mochten auch nicht leiden
Den Wein, der ihnen zu schwer —
Sie liebten das Wasser sehr.

Das Wasser vom heiligen Flusse
Sie tranken es zur Buße,
Ihre Sünden drückten sie schwer,
Dies freute Johannes sehr.

Als wir am Jordan standen,
Und keinen Wein dort fanden,
Verdroß uns das gar sehr,
Das Wasser war uns zu schwer.

Doch thät der Durst uns plagen,
Verdorrt sind Kehl' und Magen,
Wir tranken die lehm'ge Fluth,
Da sank uns schnell der Muth.

Wir wuschen die wunden Glieder,
Und trollten heim uns wieder,
Nun trinken wir wieder Wein —
Und lassen das Wasser sein!"

Beifällig nickte der Junker nach jeder Strophe mit dem Kopfe, und beim Schlusse den gefüllten Humpen mit einem Zuge leerend, pflegte er ergänzend beizusetzen:

„Ein rechter Mann der trinkt,
Bis unter'n Tisch er sinkt,
Und liegt er unter'm Tisch,
So wird er wieder frisch,
Und fängt und fängt
Von vorne an,
Bis er nicht mehr kann!"

* * *

Es gieng schon auf den Christmond zu, und graues Schneegestöber, vom Kamme des Schlern herunterkommend, hatte sich über den Tann gelagert. Kalt blies der Wind aus der Schlucht und trieb dichte Flocken vor sich her, die dunklen Zweige der Fichten und Föhren mit einem blendend weißen Saume belegend.

In später Dämmerstunde erst war der Junker aus dem wilden Forste zurückgekehrt, und der Knappe merkte sogleich, daß ihm Ungewöhnliches begegnet sein mochte, denn er schien sehr erregt, und der Rappe trof von Schweiß und zitterte an allen Gliedern, während die beiden Saupacker die Schwänze zwischen die Beine geklemmt hatten und sich sogleich scheu und ängstlich in ihr Haus verkrochen.

Der Ritter ließ in der Stube ein mächtig Feuer anschüren, und als es lustig brannte, setzte er sich an den Kamin und starrte gedankenvoll in die hochauffflackernde Lohe, bis der letzte der knorrigen Stöcke zu knisternder Gluth verbrannt war und eine wohlthuende Wärme in dem Gemache sich zu verbreiten begann.

Jetzt erst schien er wie aus einem tiefen Traume zu erwachen; er verlangte seinen Humpen, nahm einen tüch-

tigen Schluck daraus, fuhr mit seiner Linken ein paarmal über den langen, graugesprenkelten Bocksbart und begann zu reden:

„Bist du noch nie nach dem wilden Grunde da oben gekommen, der hart an der Schlucht im dichtesten Gehölze liegt?"

Der Knappe nickte mit dem Kopfe und meinte, es wäre das Sauparadies, weil die Wildsäue dort ihr Stelldichein hätten und sich im Moraste der großen, schwarzen Lacke badeten und wälzten, die den halben Grund bedeckt.

„Wohl zu Dutzenden sah ich sie da im Schlamme umherliegen, und es wäre etwas gewesen für eine Hatze," bemerkte er mit einem schlauen Lächeln, „aber mich lüstete nicht nach einem solchen Teufelsbraten, denn da oben ist alles verhext, und wer nach Betläuten noch an der Stelle ist, mag Gott und allen Heiligen danken, wenn er mit heiler Haut davon kommt!"

„Hast du auch sonst noch etwas gesehen?" forschte der Ritter, den Knappen mit blinzelnden Augen fixirend und abermals einen Schluck aus dem Humpen nehmend.

Verlegen kratzte sich der Befragte hinter dem Ohre und wollte mit der Sprache nicht herausrücken. Erst auf wiederholtes Drängen bekannte er halblaut, daß ein Weib mit langem Flachshaare seinen Kopf aus dem Schilfe gestreckt und ihm bedeutsam zugewunken habe — doch hätte er sich gehütet, dem geschwänzten Ungethüme in die Krallen zu laufen, und wäre, so schnell er es mit seinem hinkenden Beine nur vermochte, auf- und davongegangen.

Eine gute Weile schaute der Junker, in Gedanken versunken, vor sich hin — dann platzte er plötzlich heraus:

„Wer sagte dir, daß die Wasserfrau da oben ein geschwänztes Ungethüm ist? Ich meine, sie ist ein Weib, wie jedes andere, nur viel, viel schöner, als ich je eines zu Gesichte bekommen habe!“

Der Knappe wollte seinen Ohren nicht trauen, und sprachlos vor Erstaunen glotzte er den Junker an.

„So seid ihr also von dem Fischweibe schon gefangen!“ rief er endlich, die beiden Hände zusammenschlagend, aus, „gebt acht, die spielt euch noch übler mit, als es die beiden Andern gethan — statt Wein werdet ihr wieder Schlammwasser trinken, wie damals am Jordan, und schließlich frißt sie euch mit Haut und Haar!“

„Schweig, du giftiges Lästermaul!“ donnerte der Ritter, den kühnen Sprecher bei der Kehle fassend und ihn unsanft an die Wand drückend; doch schnell begütiget, ließ er ihn wieder los und spottete: „Warst doch ein recht albern dummer Wicht, wenn sie dir gewunken, und du wie ein Haase davon gerannt bist!‘

Der Knappe entgegnete kein Wörtchen mehr, denn er fürchtete seines Gebieters Faust, als er aber hinunter in die Gesindestube kam, machte er seinem Herzen Luft, indem er den beiden Knechten von dem seltsamen Abenteuer des Ritters Mittheilung machte.

„Ich habe schon gemerkt, daß sich etwas ereignet haben mußte!“ sagte der eine mit geheimnißvoller Miene, „der Rappe rührt den Haber nicht an und läßt den Kopf

hängen, wie damals, als er von Palästina heimgekommen war und noch das Jordanwasser im Bauche hatte."

„Ja, ja —", brummte der andere, „das Thier muß etwas Unrechtes gesehen haben, denn es hat alle Haare nach vorne und beißt und schlägt um sich, wie besessen, wenn man es striegeln will — was es sonst nie gethan. — Gebt acht, was man verredet, zu dem kommt man: Weil der Junker den klaren Quell unseres Brunnens verschmäht, wird er noch das schmutzige Wasser der Saulacke da oben trinken, und weil er eine ehrbare, christliche Hausgenossin verschworen, kommt er zu einer heidnischen Unholdin und wird an Leib und Seele elendiglich verderben!"

Der wasser- und weiberscheue Knappe mochte sich durch diese Rede mitgetroffen fühlen, denn er war wie auf den Mund geschlagen und drückte sich wie ein ertappter Schelm aus der Stube. — Doch verstockten Gemüthes, wie er war, ging er nicht zum Brunnen, sondern schnurgerade nach dem Keller, das Leibsprüchlein des Junkers vor sich hinsummend:

„Ein rechter Mann der trinkt,
Bis unter'n Tisch er sinkt,
Und liegt er unter'm Tisch,
So wird er wieder frisch,
Und fängt und fängt
Von vorne an,
Bis er nicht mehr kann!"

* *
*

Mit dem Ritter schien es seit jenem Abende nicht mehr geheuer zu sein. Eine merkliche Veränderung war

an ihm wahrnehmbar — er aß nur wenig, trank nichts mehr und magerte sichtlich ab. Tagelang schritt er gesenkten Hauptes, die Hände kreuzweise auf den Rücken gelegt, in seiner Kammer auf und nieder, oftmals stehen bleibend und tief aufseufzend, als ob ein schwer Gebresten seine Seele belastete. — Dann ließ er oft plötzlich seinen Rappen satteln und jagte hinaus durch den winterlichen Tann, niemand wußte wohin, in später Nacht erst wiederkehrend, Pferd und Reiter mit Koth besudelt, und durchnäßt, als wären sie soeben aus dem Bache gezogen worden.

„Ich laß' mir meinen grauen Bart Haar um Haar auszupfen!" raunte da der eine der beiden Knechte dem andern ins Ohr, „wenn er heute nicht wieder oben war bei der verdammten Wasserhexe, die ihm's angethan hat und ihm alles Blut aus den Adern zapft, daß er schon bald aussieht, als hätte er bei den Karthäuser-Mönchen Profeß abgelegt!"

Dem braven, biedern Knappen gieng der traurige Zustand seines Herrn sehr zu Herzen, und weil er den Jammer nicht mitansehen konnte, so stahl er sich, häufiger noch als sonst, hinunter in den kühlen Kellerraum, um sich Trost aus dem Mutterfasse zu zapfen. Und hatte er sich in der Weise getröstet, daß er voll angetrunken, alle Viere von sich streckend, auf der Decke lag, so lallte er in abgerissenen Sätzen die Reime vor sich hin:

„Unholdine — Wasserweib —
Mit dem fischgeschwänzten Leib —
Oben Mensch und unten Thier —
Bleibe weit vom Halse mir! — —

Wärst du wie ein Engel reine —
Wasserjungfer möcht' ich keine —
Wenn der Junker dich will frei'n —
Trink' indeß ich seinen Wein! — —

In dem trüben Elemente —
Müßt' verdursten ich am Ende —
Wär' die schmutz'ge Lacke Wein —
Möcht' ich dein Gespons wohl sein!" — —

*   *
*

„Ist unser Junker noch nicht heimgekehrt?" fragten die beiden Knechte den Knappen, der soeben wieder wankenden Schrittes aus den untern Regionen herangestolpert kam. „Seit frühem Morgen ist er wieder draußen im Walde, und im Dorfe unten hat es bereits zum Ave geläutet!"

„Pah —", sagte dieser mit einem spöttischen Gesichte, „wenn man gerade im Dienste der holden Minne steht, was fragt man da nach der Vesperglocke!"

„Mir schwant nichts Gutes!" warf der eine der Knechte kopfschüttelnd hin — „schon seit drei Tagen höre ich die große graue Katze jämmerlich miauen, und das Schloßmannl vermart sich auch wieder; gebt acht, wir erleben ein Unglück!"

„Seht, was da kommt?" rief der andere, indem er mit dem Finger nach dem offenen Thore wies.

In diesem Augenblicke sprengte mit fliegender Mähne und verhängtem Zügel des Ritters ledig Roß in den Hof herein. Schweißtriefend und an allen Gliedern zitternd stand der Rappe da und ließ sich willig und ohne Widerstreben nach dem Stalle bringen.

Die Drei berathschlagten jetzt, was da zu machen sei, doch keiner mochte sich dazu verstehen, bei der schon anbrechenden Dunkelheit nach dem Vermißten in dem verrufenen Tanne auf Suche zu gehen.

Erst am darauffolgenden Tage machten sie sich vereint dahin auf den Weg, den Wald nach allen Richtungen durchstöbernd, ohne jedoch eine Spur von dem Junker zu entdecken, bis sie zu jener trüben Lacke gelangten, in der das räthselhafte Geschöpf, das Weib mit dem Fischschwanze, hausen sollte.

Scheu und zaghaft näherten sie sich dem Rande des unheimlichen Gewässers — da fanden sie, im feuchten Moose liegend, des Ritters Hut, und unweit davon seine Handschuhe — und es bestand für sie nun kein Zweifel mehr, daß ihr Gebieter das Opfer der arglistigen Wasserfrau geworden sei.

Den Knappen und die beiden Knechte befiel ein Grauen, und sie beeilten sich, von der Stätte des Unheils weg und wieder nach dem Schlosse zu kommen.

* * *

Recht und schlecht, wie es seinem Wesen entsprach, war die Trauer des braven Knappen um seinen Herrn: Sie währte genau so lange, als der Wein im Keller anhielt; dann sattelte er den Rappen und zog von dannen.

Ob er noch zu Kreuze gekrochen und ein Weib genommen, das ihm die Flasche etwas höher gehangen, davon weiß die Chronik des Tanns nichts weiteres zu berichten.

Auch den beiden Knechten wurde es zu ungemüthlich in dem öden Schlosse, das sie bald nach ihm verließen; und so blieb niemand zurück, als die graue Katze, die weinerlicher als zuvor, darin herum miaute — das Heer der Ratten und der Mäuse, worauf sie Jagd machte, und das gespenstige Schloßmannl, das in den verlassenen Kammern und Hallen sein Unwesen trieb, bis der ganze mittelalterliche Krempel in Trümmer ging, deren spärliche Reste die Stelle noch kennzeichnen, wo die Burg des Junkers von Salegg voreinst gestanden.



Die Schlernhexen.

Ganz oben am höchsten Schlerngrat soll das sogenannte „Bohnerz“ zu finden sein, das sind eisenhältige Kügelchen, welche ungefähr aussehen wie die abgestoßenen Köpfe von den Nägeln, womit die groben Bauernschuhe beschlagen sind.

Im Volke besteht der Glaube, daß dieselben von den Hexen bei ihren tollen bachantischen Tänzen verloren werden, die sie in gewissen Nächten auf dem wilden Kaar da oben abhalten, wobei sie so wüthend umherrasen, daß sie nicht nur die Nägel von den Sohlen, sondern diese von den Schuhen verlieren und sich auf dem rauhen steinigen Boden die Füße wund fegen.

Es traf sich einmal, daß ein Hirte von der Seiser-Alpe, eine verlaufene Kuh suchend, noch in später Nacht da hinauf kam. — Der volle Mond stand bereits hoch am Himmel und erleuchtete den weiten Plan. — Da vernahm er plötzlich den schrillen Ton eines Bockshorns, womit die Ziegenjungen ihre Heerde zusammen zu rufen pflegen, und ein Schwarm Weiber kam in wüthender Hast hart an ihm vorbei gerannt — ihm fast die Füße abspringend.

Alte und Junge waren es, schöne und häßliche; einige auch auf Besen und Ofengabeln, oder gar rittlings auf einer Pferdekrippe sitzend, laut johlend und mit ihren Peitschen knallend, daß dem Hirten die Ohren gellten.

Nicht weit von ihm machten sie halt und schürten ein mächtig Feuer an, um das sie herumsprangen wie besessen, und dabei mit den Absätzen ihrer Schuhe auf den Boden stampften, daß die Funken aufflogen. —

Dem Burschen wurde bei dem tollen Spuck unheimlich zu Muthe und er wollte sich ganz langsam davondrücken, aber hasch — da hatte ihn Eine bei der Joppe, drehte ihn flugs herum, und mochte er sich noch so sträuben, mußte er dennoch mitten hinein in den wüthenden Schwarm, und seine unholde Tänzerin riß ihn mit Windeseile im Kreise umher, daß ihm Hören und Sehen vergieng und er endlich ganz erschöpft und athemlos auf einen Stein hinkollerte. — Im selben Augenblicke erklang von Thiers herauf der Ton der Betglocke und der wüste Schwarm zerstob nach allen Winden. — Der Hirte lag aber am äußersten Rande der hohen Schlernwand und verdankte es nur seinem guten Engel, daß er nicht in das Endlose hinuntergestürzt war. —

* * *

Ein alter Forstwart war mit seinem Hunde spät abends noch auf dem Wege, um nach den Gemsen zu sehen, die am Fuße der Schlernwände ihren Standort hatten. —

Es war am Frauenabende im September, und zwar an einem „Pfinstag“ (Donnerstag), an welchem, wie ihm wohl bekannt war, die Hexen ihre Ausfahrt haben, weßhalb er als alter Praktikus zur Vorsicht seinen geweihten Rosenkranz in den Waidsack gesteckt hatte.

Als er schon das obere Ende des Waldes erreicht hatte, wo die Legföhre das hochstämmige Holz zu verdrängen beginnt, kamen drei flinke Dirnen hinter ihm hergeschritten, zwei ein Stück voraus und die dritte hinterher.

Ein paar Schritte seitwärts vom Wege stand ein Kruzifix, und als die beiden ersten daran vorüber kamen, drehten sie die Köpfe nach links und wurden für einen Augenblick kohlschwarz im Gesichte. — Die dritte blieb aber davor stehen und betete leise ein Vater unser.

Nun wußte der alte Waidmann genau, wie er daran war. —

Er stopfte sich gemach seine Pfeife und beruhigte seinen Hund, der winselnd und mit eingeklemmtem Schwanze sich an ihn machte. —

„Wohin denn noch so spät?“ fragte er die Zwei, sie scharf ins Auge fassend. —

„Wildheuen geh'n wir auf den Schlern“, antworteten diese, einander ansehend und lachend.

„So, so — wildheuen!“ brummte der Forstwart, „ja, wo habt ihr denn euer Geräth?“

„Das bringt unser Geselle mit, der uns oben wartet!“ entgegneten sie schnippisch und eilten an ihm vorbei.

Zur Dritten, die jetzt herangekommen war, sagte er dann mit ernster Miene:

„Diendl — du bist da in unsauberer Gesellschaft! wie magst du mit diese Gesellinnen geh'n?"

„Sie haben mich halt mitgezalftert (genöthigt) antwortete diese mit einem zaghaften Blicke auf die Gefährtinnen, die sich nach ihr umgewandt hatten und ihr ungeduldig zuwinkten, daß sie folgen möge. —

Der Alte faßte sie aber bei der Hand und gebot ihr zu bleiben, wofern ihr Seelenheil ihr lieb wäre. — „Komm' mit mir zurück in's Dorf", drängte er, die Widerstrebende mit sich fortziehend, „mögen die dort allein der Hölle in den Rachen laufen!" Da sprang aber Eine von den beiden Dirnen zurück und rief: „Nimmst du meinen Sack, so nimm ich den deinen!" wobei sie nach seiner Waidtasche griff — doch mit einem gellenden Aufschrei ließ sie dieselbe wieder fahren und lief eilfertig ihrer Gefährtin nach. — Der geweihte Rosenkranz hatte seine Wirkung gethan!

Am anderen Tage hieß es, die einzige Tochter des reichen Virglerbauern hätte sich auf dem Heimwege zum Dorfe den Arm gebrochen; dem alten Forstwart war aber wohl bekannt, wie es damit zugegangen — doch behielt er es hübsch weislich für sich, die Rache der behexten Weiber scheuend. —

* * *

Vom Salegger Schlosse weiß die Chronik zu berichten, daß sich im sechzehnten Jahrhunderte eine Hexe als

Küchenmagd dort aufgehalten habe, die jeden Donnerstag nach Betläuten in aller Heimlichkeit durch den Kamin ausgefahren und nach dem Schlern geritten sei. — Als man ihr endlich auf ihre Schliche kam und ein paar Tannenscheiter kreuzweise vor die Oeffnung legte, fiel sie zurück herunter und brach sich beide Beine. — D'rauf machte man ihr den Proceß und verbrannte sie bei lebendigem Leibe.

* * *

Jene traurige Zeit, wo viele Tausende von harmlosen Personen einem finstern Irrwahne zum Opfer fielen, ist nun allerdings vorbei; dieser selbst ist aber noch keineswegs ausgerottet, und wirft seine dunklen Schatten da und dort in unsere aufgeklärten Tage herein. — In den vom Verkehre noch wenig berührten abgelegenen Gebirgsthälern und den vereinsamten Berghöfen ist der Glaube an die Hexen und Truden ein tief eingewurzelter und den Leuten nicht aus dem Kopfe zu bringen, und wo immer sich etwas zuträgt, was sie sich nicht gleich zu erklären wissen, muß es so eine „böse Sieben" gewesen sein, die ihnen den Streich gespielt hat. —

Eine auf dem Schlern häufig vorkommende Blume (Statice alpina) heißen die Leute allgemein: „Die Schlernhexe!"



Das verschlossene Thor.

Arme Kinder vom Dorfe Sais, zwei Mädchen und ein Knabe, waren nach Beeren suchend, in den Tann heraufgekommen.

Müde und hungerig vom langen Umherwandern, hatten sie sich im Schatten einer bemoosten Fichte ein Plätzchen zur Rast gesucht und verzehrten da ihr Gerstenbrod. —

Es war ein schwüler Sommertag und die Sonne brannte heiß vom Himmel herunter. — Da vermeinten sie plötzlich eine schöne Musik zu hören, und als sie sich verwundert umsahen, gewahrten sie kaum zwanzig Schritte vor sich eine hohe Wand, und mitten darin ein großes eisenbeschlagenes Thor, das mit einem schweren Anhängschlosse versperrt war. —

Zaghaft und doch von einer unwiderstehlichen Neugierde getrieben, traten die Kinder näher, und der Bub, beherzter als die beiden Mädchen, nahm das Schloß in die Hand, versuchend, ob er es nicht öffnen könne. — Nachdem ihm dieses versagte, pochte er mit seinem Stocke an das Thor, daß es laut im Innern widerdröhnte. — Keine Seele ließ sich aber vernehmen.

Nun lief er die ganze Wand auf und nieder, nach einer Oeffnung spähend, durch die er etwa hineinkommen könnte — doch nirgends fand sich eine solche. —

„Was wohl da drinnen sein mag?“ sagte das ältere der beiden Mädchen, „gewiß recht schöne Sachen, Puppen und anderes Spielzeug, wie es die reichen und vornehmen Kinder haben!“

„Oder gar ein Schatz!“ meinte der Bub, „so eine Truhe voll Silberthaler wie ich sie beim Wirth drunten einmal gesehen habe. — Doch was thäten wir mit dem vielen Geld“, fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „wir hätten ja doch keinen Kasten es aufzuheben.“

„Ach was, Puppen und Geld!“ eiferte das jüngere Mädchen, „habt ihr nicht die schöne Musik gehört? gewiß sind Engelen d'rin, die so schön aufspielen!“

Eine lange Zeit redeten die Kinder so hin und wider, und ihre Neugierde, zu erfahren, was das verschlossene Thor bergen möge, wuchs immer mehr, fand jedoch keine Befriedigung. —

Da machten sie sich endlich auf den Heimweg — um aber die Stelle wieder finden zu können, knickten sie von Zeit zu Zeit einen Zweig an den Büschen, woran sie vorüber kamen, oder sie merkten sich einen am Wege liegenden Steinblock. —

Oftmals kamen sie im Laufe des Sommers nach dem Tanne, und immer trieb sie die Neugierde, nach dem Thore zu sehen, das aber nach wie vor fest für sie verschlossen blieb. —

Einmal waren sie länger als sonst an der Stelle geblieben. — Die Sonne war hinter dem fernen Kamm der Mendel bereits hinunter gesunken und ein kühles Lüftchen rauschte durch die dunklen Wipfel des Waldes, und spielte im goldenen Laub der schlanken Birken, die schon herbstlich gefärbt, das Düster der Fichten und Tannen unterbrachen. — Vom Dorfe herauf erklang soeben der fromme Ton der Betglocke, und die Kinder falteten ihre Hände und sprachen ihr Ave.

Da rauschte es im Busche und ein hochbetagtes bucklichtes Männlein kam herangehinkt und blieb vor ihnen stehen, sie mit seinen klugen Augen der Reihe nach bedächtig musternd. —

„Amen!" sagte der Alte, als sie ihr Gebet beendet, „das war brav, Kinder! jetzt ist aber nicht mehr gut sein für euch an dieser Stelle da, wo die bösen Geister hausen, und nach der Betstunde Macht bekommen über die Menschen; schaut nur, daß ihr schleunig hinauskommt aus dem Walde, bevor es nachtet, damit euch nicht Leides widerfährt, und ein andermal bleibt nicht so lange vor dem verhexten Thore da, wo es nicht geheuer ist und der wilde Schuri umgeht, der die Mädlen vertragt und die Buben zerreißt und auffrißt."

In diesem Augenblicke ließ sich ein dumpfes Gebrüll aus der Tiefe des Waldes her vernehmen, das näher und näher kommend, die Kinder mit Angst und Entsetzen erfüllte, daß sie laut aufschrieen und sich an den Alten klammerten, der sie hastig bei den Armen ergriff und mit ihnen über Stock und Stein hinunterstolperte,

dem Ausgange des Waldes zu, den sie fast athemlos erreichten.

Hier machte der Alte drei Kreuze über sie und sagte: „Gott sei's gedankt — das ist noch gnädig abgelaufen! Jetzt geht nur schön heim, Kinder, und laßt euch nicht wieder von der Betstund da oben überraschen, denn nicht allemal bin ich um die Wege, euch zu warnen und vor schwerem Ungemache zu bewahren."

Damit trollte sich der Alte seines Weges. —

Nach Jahren war einmal ein Ziegenhirte, nach einem verlaufenen Zicklein suchend, in jenes unheimliche Waldrevier gerathen, und da begegnete er einer blassen, schwarzgekleideten Frau, mit einem Schlüsselbunde an der Seite, die ihm durch eine bedeutsame Geberde zu verstehen gab, daß er schweigen und ihr folgen möge. —

Glaubend, die Unbekannte wolle ihm die Stelle weisen, wo er sein Zicklein finden könne, trug er kein Bedenken ihr Folge zu leisten und bald darauf stand er mit ihr vor jenem Thore, dessen Schloß sie öffnete, worauf sie einen dunklen Gang betrat, der nach dem Innern des Berges zu führen schien. Hier wandte sie sich zu ihrem Begleiter um, der zögernd da stand und nicht recht schlüssig schien, was er thun solle; sie sah ihn aber so bittend, fast flehend an, daß er nicht das Herz hatte ihr zu widerstehen und so folgte er seiner Führerin, bis sie an eine andere Thüre gelangten, die sie wieder mit ihrem Schlüsselbunde öffnete. — Da zeigte sich ihm ein hellerleuchtetes Gemach mit schönen Deckengemälden und kostbaren Spiegeln in reich vergoldeten

Rahmen. — Die weitgeöffneten Schränke waren mit Kostbarkeiten verschiedener Art gefüllt und in einer Ecke lag ein großer Haufe von gemünztem Golde und Silber.

Nun brach die Unbekannte ihr Schweigen und mit der Hand nach den Schätzen weisend, sagte sie: „Dieses Mammons wegen, den mein Gatte, der Herr und Gebieter von Prößels, voreinst auf gewaltthätige Weise sich zugeeignet und hier verborgen hat, muß ich der ersehnten Ruhe im Grabe entbehren, und er selbst irrt als ruheloser Geist, als Schreckgespenst im Walde umher, späten Wanderern zum Unheil und Entsetzen. — Willst du nun uns Beiden Erlösung schaffen von unsern Qualen, so trage diese Schlüssel, die von reinem Golde sind, zum Pfarrer nach Kastelrut — er möge uns dafür Messen lesen lassen, bis der abgestorbene Rosenstock auf unserem Grabe neu zu blühen beginnt, als Zeichen, daß wir zur ersehnten Ruhe eingegangen. — Hast du dies bestellt, so komme wieder hieher und was du an Schätzen und Kostbarkeiten hier erblickst, ist dann dein; hüte dich aber bis dahin etwas davon zu berühren — es wäre dir und mir zum Unheil!“

Damit übergab sie ihm den Bund Schlüssel und verschwand durch eine geheime Thür, die sich hinter ihr geräuschlos schloß.

Da stand er nun allein in dem glänzenden Gemache unter all' den Reichthümern, die nun bald sein eigen sein sollten, und die er mit begehrlichen Blicken zu mustern begann. —

Vor ihm am Boden, gerade vor seinen Füßen, lag ein glitzernd Ding — ein kunstvoll gearbeitetes Halsband, mit Perlen und glitzernden Granaten rings besetzt, wie die reichen Bauerndirnen sie bei festlichen Gelegenheiten zu tragen pflegen. — Das stach ihm ganz absonderlich in die Augen und er dachte sich: „Was wird es denn auf sich haben, wenn ich das Ding, das am Boden herumliegt, meiner Herzliebsten bringe, damit sie sich auch einmal sehen lassen kann neben den anderen Gitschen im Dorf.“ Während er noch unschlüssig dastand, vermeinte er nebenan ein leises, unterdrücktes Schluchzen zu hören, doch die Versuchung war zu stark — rasch hob er das Geschmeide vom Boden auf und steckte es in seinen Brodsack. — Da vernahm er einen Wehruf, der ihm durch Mark und Bein drang, die Spiegel an den Wänden klirrten, die Decke krachte und der Boden wankte unter seinen Füßen. — Alle Lichter erloschen und dichte Finsterniß umgab ihn. — Auf's Geradewohl stürzte der entsetzte Bursche aus dem unheimlichen Gemach hinaus und mit Donnergepolter schlossen sich die schweren Thorflügel hinter ihm, als er in's Freie trat. —

Es nachtete bereits. — Ein schweres Gewitter stand über'm Tann, grelle Blitze züngelten herunter, und der Wetterwind fuhr stoßweise über die dunklen Wipfel des Waldes hin.

Da vernahm er jene wilde, schreckliche Stimme, welche die armen Kinder einst in Todesangst versetzt hatte und den Burschen nicht minder mit Furcht und Grauen erfüllte. — Auf alles vergessend, lief er, was er nur

laufen konnte, dem Ende des Waldes zu, das er gerade erreichte, als das Unwetter in seiner ganzen Heftigkeit losbrach, und er bis auf die Haut durchnäßt das schützende Dach seiner Hütte erreichte.

Zu seinem Schrecken gewahrte er daselbst, daß er die goldenen Schlüssel, die ihm die Unbekannte anvertraut, bei seiner eiligen Flucht aus dem Walde verloren hatte — wie er auch Taschen und Brodsack durchsuchte, sie fanden sich nicht mehr! — Dies gieng ihm sehr nahe und er hatte keine Ruh' und Rast mehr.

Am frühesten Morgen stieg er wieder zum Tanne hinauf, ihn nach allen Richtungen durchstreifend; doch alles Suchen war vergebens. — Die Schlüssel waren und blieben verloren. —

Nach geraumer Zeit erst, als sich der Eindruck dieser Begebenheit etwas bei ihm verwischt hatte, verehrte er seiner Liebsten das kostbare Halsgeschmeide, die eine große Freude damit hatte und am nächsten Festtage damit prunkte. —

Doch bald darauf fieng sie zu kränkeln an und starb nach wenigen Wochen.

Nun wurde der arme Bursche tiefsinnig und verlor allen Lebensmuth. — Tag für Tag irrte er im Tanne umher, die Schlüssel zu jenem Thore und seinen Schätzen suchend. — Endlich verlor er darüber den Verstand und folgte bald darauf seiner Liebsten in das Grab. —

* * *

Der wilde Schuri geht aber nach wie vor im Tanne um, und Holzfäller begegnen zum öftern eine blasse, in Trauergewänder gehüllte Frau, welche ihren Gruß nur mit einem tiefen Seufzer erwidert. —

Von dem verschlossenen Thore hat niemand mehr etwas gesehen. — — —



Held Maigrün.

Laue Lenzeslüfte wehten unten durch das Thal und fegten Wiesen und Felder rein vom winterlichen Schnee. Aller Orten regte sich schon frisches Leben; Primeln und Krokus begannen zu blühen, und am Rande der munter dahin rauschenden Bächlein sproßte junges, saftiges Grün, und duftende Veilchen guckten da und dort neugierig daraus hervor.

Oben am Hauensteine war aber noch alles in Frost und Eis erstarrt. Der rauhe, mürrische Riese Eisbart, der Wildröslein entführt und in seinem Eispalaste unter'm Schlern gefangen hielt, herrschte hier noch mit unumschränkter Macht und ließ keine Regung des Lebens aufkommen. Wenn den Tag über die wärmenden Strahlen der Sonne den Schnee erweichten, der allenthalben die Gründe bedeckte, so sandte er in der Nacht einen eisigen Wind herab, der alles wieder erstarren machte.

Die alten, bemoosten Tannen trugen noch ihr schwärzlich Trauergewand und ließen ihre beschneiten Zweige, in denen kein munteres Zwitschern der Vöglein sich vernehmen ließ, tief heruntersinken. Nur da und dort als

einzig Lebenszeichen flogen ein paar Raben krächzend über ihre Wipfel hin, oder ein Fuchs, der nach Beute spähend durch das Dickicht schlich, stieß sein kurzes, heiseres Gebell aus. —

An einem Kreuzwege kauerten drei Zwerglein um ein hochaufloderndes Feuer; sie wärmten sich daran ihre von der Kälte erstarrten Hände und sangen mit klagender, weinerlicher Stimme im Chorus:

„O Winter, du rauher,
Wie währest du lang,
Wie sind deine Nächte
So schaurig und bang!

Es trauern die Bäume,
Es klaget der Wald,
O Maigrün, du Holder,
Ach komme doch bald!

Vernichte die Eisburg
Du rosiger Held,
Verjag' den Tirannen
Erlöse die Welt!

Befreie die Braut
Aus des Unholden Bann,
Und führe Wildröslein
Uns wieder zum Tann:

Dann sprossen die Bäume,
Der Wald sich erneut,
Er prangt in des Lenzes
Festtäglichem Kleid;

Es blühen die Büsche
Es grünet der Hain,

Und goldiger strahlet
Die Sonne darein!

O Winter, du rauher,
Wie währest du lang,
Wie sind deine Nächte
So schaurig und bang!

Sie schleppten frisches Reisig herbei und schürten darauf los, daß die Lohe hoch zum Himmel emporschlug; dann lagerten sie sich wieder so nahe als möglich um das Feuer her, sich die erstarrten Glieder reibend, denn sie froren entsetzlich.

„Da unten im Thale“, klagte der Eine, „grünt und blüht schon alles; deutlich seh ich es ja, wie auf den Feldern geackert und gepflügt wird — während wir noch im mannshohen Schnee begraben liegen und alle Welt für uns erstorben ist!“

„Wo mag er wohl bleiben, unser Held, unser Erretter?“ jammerte der Andere, „gewiß, die verlockenden Schönen da unten haben ihn umgarnt und umstrickt, und er hat unser, des Tanns und Wildrösleins, seiner holdesten Braut, vergessen!“

Der dritte der Zwerge ließ sein graues Haupt tief zur Brust herunter sinken und seufzte: „Ach, Eisbart, der grimmige Riese, hat hier alle Macht in seinen Händen! Was vermag gegen ihn der zarte, goldlockige Knabe? — Nein, nimmer, dies glaubt mir, räumt er ihm das Feld und gibt Wildröslein, seine Gefangene, frei!“

Während die drei noch jammerten und flennten, hatte sich ein lauer Wind erhoben, der mit sanftem Flügel-

schlage über die Wipfel des Tanns hinstrich, das Eis vom Geäste löste, und den Schnee zu erweichen und zu schmelzen begann. — Die Sonne, welche bisher hinter grauen Nebeln verborgen war, trat mit ihren wärmenden Strahlen hervor und thaute den Frost von den Zweigen hinweg. Jubelnder Finkenschlag begrüßte die schon so lange Vermißte.

Ein bildschöner, jugendlicher Ritter in schimmernder Silberrüstung kam auf schneeweißem Rosse herangesprengt und hielt vor den Zwergen.

Er trug auf seinem goldgelockten Haupte einen hell glitzernden Stahlhelm, von dem ein grüner Federbusch hernieder flatterte. In der Rechten hielt er den Speer, mit Blumengewinden geschmückt, — sein Schild, mit jungem Eichenlaub bekränzt, zeigte ein Röslein im grünen Feld. —

„Da bin ich, ihr Grübler und Zweifler!“ rief er mit einer Stimme, die wie eine schmetternde Fanfare durch den Wald hindröhnte; „wenn die Zeit gekommen ist, habe ich noch niemals gesäumt, und ich scheue mich nicht, den Strauß zu bestehen mit dem alten Griesgram dort oben, dessen Tage gezählt sind!“

Freudig überrascht waren die Zwerglein von ihrem Sitze am Feuer aufgesprungen und umringten hochvergnügt den Angekommenen, ihm Hände und Füße küssend.

„Sei uns gegrüßt, du schönster aller Ritter!“ rief der erste mit einem tiefen Knix, „schon lange harren wir dein in sehnsuchtsvoller Erwartung!“

Der zweite warf seine rauhe Pelzmütze in die Luft und jubelte:

„Er ist da, er ist da — und bringt uns Wildröslein wieder!“

Der dritte aber sagte, bedächtig den Kopf schüttelnd: „Es wird ein harter Kampf werden, denn Eisbart wird sich wehren mit aller Macht und nicht so leicht zu besiegen sein!“

Maigrün entgegnete aber mit einem siegesfrohen Lächeln, indem er mit der Hand nach der hellleuchtenden Sonne wies: „Du Kleinmüthiger! sieh dort meine Verbündete — heute noch wird des Riesen Burg gebrochen, Wildröslein befreit sein. Bald sollt ihr mehr von mir zu hören bekommen!“

Damit drückte er dem Rosse die Sporen ein und trabte wohlgemuth den schmalen Steig hinan, der zu den nahen Alpgründen führte.

* * *

Nach wenigen Wochen hatte der Wald ein gänzlich verändertes Aussehen bekommen: Wo kurz vorher noch tiefer, hartgefrorener Schnee gelegen, breitete sich ein Sammtteppich vom frischesten Grün aus, darin Tausende von zarten Blümlein keimten und blühten. Buchen und Eichen prangten im zarten Blätterschmucke, und Fichten und Tannen hatten ihr Trauergewand mit dem Festkleide vertauscht.

Statt der krächzenden Raben führten aber Amsel und Drossel und der Hauptschalk Kuckuck das große Wort.

Von oben herunter vernahm man jedoch das ferne Donnern der Lawinen, und der vom Berge niederstürzende, hochangeschwollene Gießbach brachte die Kunde, daß Held Maigrün siegreich den Kampf mit dem Riesen bestanden und seine Eisburg gebrochen habe.

Nicht lange mehr währte es, und er kehrte triumphirend mit Wildröschen, seiner holden Braut, nach dem Tanne zurück, und die Zwerglein richteten den Hochzeitsschmaus an und besorgten die Musik zum Tanze.



Der Freund in den Wolken.

Ganz oben am Fuße der Saiser Alpe, unweit dem Gstartschhofe, lag ganz versteckt hinter wildem Gestrüppe und knorrigen Zirbelbäumen ein einschüchtig Häuschen. — Ein Forstwart hatte darin gewohnt — der war aber von Wilderern erschossen worden, und sein junges Weib, das gerade in den Wochen lag, starb darüber vor Schrecken und Gram.

Sie war vor ihrem Tode eines Mägdleins genesen, dessen sich eine weitschüchtige alte Base soweit annahm, daß sie nach dem Häuschen zog und für den nothdürftigsten Unterhalt der Waise sorgte. —

Klein-Else war vom Hause aus ein schwächlich, zartes Kind, und Meister Schmalhanns besorgte die Küche; die Base fröhnte dem Laster des Geizes und gönnte sich und ihrem Pfleglinge kaum das Unentbehrlichste, wobei der junge Körper sich nicht entwickeln konnte, sondern ein sieches Dasein fristete, gleich der Pflanze, der es an gutem Erdreiche gebricht.

Elsens Wangen hatten keine Jugendfrische — sie waren schmächtig, und hatten eine bleiche durchsichtige Mondscheinfarbe; der kleine Mund hatte kein fröhlich

Lächeln, wie bei anderen Kindern ihres Alters, und die großen nußbraunen Augen waren ohne Glanz, und sahen traurig, fast verzagt in die Welt hinein.

Wie das Gesichtchen, war der Körper der armen Kleinen, schwach und unentwickelt, mit allen Merkmalen eines tiefliegenden inneren Gebrechens, das an dem jungen Leben zehrte. —

Weil sie sich deßhalb zu irgend welcher häuslichen Dienstleistung unfähig erwies, so mußte sie die wenigen Ziegen hüten, die sie nach dem nahen Walde unten trieb, wo sie oft bis zum späten Abende verweilte, dem Gesange der Vögel und dem Gezirpe der Grillen lauschend und Kränzlein bindend aus den bunten Blumen des Tanns, die sie an den Stämmen der Bäume aufhieng.

Einmal war Klein-Else noch länger als sonst draußen geblieben, denn die Amseln und Drosseln sangen so wunderschön, und das ferne Abendglockengeläute klang so lieblich vom Thale herauf, daß sie sich nicht satt daran hören konnte. — Ueber den Schlernzacken tauchte aber von goldgeränderten Wölkchen umgeben, ein volles, rund-backiges, freundliches Antlitz herauf und neigte sich zur Kleinen hernieder, ihre kalte, feuchte Stirne küssend. — Es war ein trollig Männchen, meeralt und runzlig, und hatte nicht ein Härlein mehr am Kopfe; war gewiß auch stocktaub, da ihm beide Ohren fehlten. — Es setzte sich traulich der Kleinen zur Seite hin und erzählte ihr Märlein und andere Geschichten, was es alles gesehen auf seinen nächtlichen Wanderungen durch die Welt,

wobei es aber weislich verschwieg, was ein zartes Kindergemüth etwa ängstigen oder verletzen mochte.

Nach längerem Verweilen nahm das Männlein von Klein-Else freundlich Abschied und versprach am nächsten Abende wieder kommen zu wollen.

Die Kleine war aber am andern Tage krank geworden und lag fiebernd in ihrem Bettchen.

Das gieng der alten, geizigen Base gegen den Strich, denn sie mußte nun selbst die Ziegen hüten und konnte nicht ihrem Erwerbe, dem Sammeln von Kräutern, nachgehen, die sie an die herumziehenden Händler zu verkaufen pflegte. — Auch mußte sie für die Kleine öfter des Tages eine Brühe kochen, und das kostete Zeit und Geld, was sie noch unwirrscher machte, als sie es ohnehin zu sein pflegte.

„Du bist doch zu gar nichts nütze in der Welt!“ sagte sie unmuthig, „wäre besser, Mutter käme dich einmal holen, daß eine Plage weniger wäre im Hause.“

Klein-Else sah sie mit ihren nußbraunen Augen groß an, verstand aber nicht, was die Alte mit dieser rauhen lieblosen Rede sagen wollte.

Als es Abend wurde, klagte die Kleine über Kälte, obwohl die Luft draußen sommerlich milde war, und bat um eine wärmende Decke.

„Bist doch ein verwöhnter Balg!“ brummte die Alte, ihr noch eine zweite Decke überwerfend; dann zeichnete sie ihr mit ihren knöchernen Fingern ein Kreuz auf die Stirne und meinte, jetzt wäre sie sicher vor den bösen Geistern. —

„Ich gehe jetzt schlafen,“ sagte sie, „denn ich bin müde und muß mit dem ersten Hahnenrufe wieder auf den Beinen sein; so schlaf auch du, damit du morgen wieder munter bist, denn ich habe keine Zeit, mich immerfort um dich zu kümmern. —

Klein-Else konnte aber kein Auge schließen. — Sie schaute von ihrem Bettchen durch das rundgescheibte Fenster der engen Kammer hinauf nach den himmelhohen Schlernzinnen, deren Kanten sich scharf und düster abhoben vom leuchtenden Abendhimmel und horchte auf den Gesang der Amseln und auf das Quacken der Frösche in den zahlreichen Pfützen des Tanns. — Dann ruhten ihre Blicke wieder auf den vielgestaltigen wechselnden Wolkengebilden, die bald als Fische, bald als springende Hirsche, oder als Schiffe mit Masten und Segeln vorüber zogen, und endlich gar als majestätische Schwäne langsam und feierlich im goldenen Aether dahinschwammen.

Tiefer und tiefer breitete die Dämmerung ihren Schleier über Berg und Thal, und die wandernden Gestalten, die im Verglimmen des scheidenden Tages rosig geglüht hatten, waren allmählig grau geworden, und bekamen endlich helle, silberglänzende Ränder, hinter denen wieder das runde freundliche Gesicht des Männchens auftauchte, voll und leuchtend, daß der Widerschein durch die Zellenscheiben des Fensters auf den Stubenboden und Klein-Elsens Bett fiel und ihr blasses, schmächtiges Gesichtchen mit einem zauberischen Schimmer übergoß.

„Du bist heute nicht zu mir hinausgekommen in den Wald!“ hob der freundliche Alte zu sprechen an, „d'rum

komme ich zu dir in dein Kämmerlein, um dir die einsamen Stunden zu kürzen, die so lange währen, wenn der Schlummer, des Menschen trauter Freund, die müden Augen flieht.

Und er fieng der Kleinen zu erzählen an, wie es droben über den Wolken, im lichten unendlichen Sternenraume so schön sei, viel schöner als auf der Erde, und wie sie dort Vater und Mutter finden werde, die sie schon lange mit Sehnsucht erwarteten. — Auch Gespielen fände sie dort und Blumen ganz besonderer Art, wie sie im finstern Hauensteiner Walde nicht gedeihen. —

So tröstete der Freund aus den Wolken Klein-Else, die fiebernd in ihrem Bettchen lag und erst nach Mitternacht die Aeuglein schloß, worauf das Männchen hinter einem dichten Wolkenschleier sich verbarg, um den Schlummer der Kleinen nicht zu stören. —

Allnächtlich stellte es sich in Elsens Kämmerchen ein, die kränker und kränker wurde, und das Bett nicht mehr verlassen konnte. — Doch immer später erschien das Männchen, auch hatte es nicht mehr das runde, volle Gesicht — es magerte mehr und mehr ab, denn der Kummer um das arme Kind zehrte an seinen Wangen bis sie in der siebenten Nacht gänzlich geschwunden waren.

Da lag aber Klein-Else mit gebrochenen Aeuglein kalt und still in ihrem Bettchen da — ihre unschuldsvolle Seele war zu Vater und Mutter nach lichten Räumen entschwebt. —

Trauernd barg das Männlein sein Antlitz hinter einem Heere von Wolken und ließ sich geraume Zeit nicht mehr sehen.

Als es aber nach Wochen wieder zum Vorscheine kam, hatte es wie vorhin seine vollen runden Backen und schaute zufrieden lächelnd auf den frischen Grabhügel im stillen Kirchhofe zu Sais herab, wo in heiliger Muttererde die zarte Menschenblüthe schlummerte, für welche die Luft oben an den Schlernwänden im dunklen Hauensteiner Tanne zu rauh gewesen war! —



Der weiße Hirsch.

Am Fuße der jäh abfallenden Schlernwände, hoch hinwegblickend über die sonnigen Gelände des Eisackthales, liegt zwischen üppig grünenden Wiesen und reichen Saatfeldern das freundliche Bergdorf Sais. Darüber hin gruppiren sich noch, malerisch an die sanft ansteigenden Berghalden gelehnt, zahlreiche Einzelhöfe, mitunter recht behäbigen, stattlichen Ansehens, deren Insassen, wenn auch den groben Lodenkittel tragend, mit so manchem Edelgeschlechte des Landes die Ahnenprobe bestehen könnten. — Es ist ein derber, kerniger Menschenschlag, der in diesen Gehöften haust, zähe und ausdauernd bei der Arbeit, flink bei der Hand mit Wort und That, und nicht säumig und wählerisch, wenn es gilt rasch anzupacken und zuzugreifen; ein urwüchsig Völklein mit all' den guten und schlimmen Eigenschaften, wie man sie bei solchen Naturmenschen zu finden pflegt.

Wenn man den letzten dieser Bauernsitze im Rücken hat, dann beginnt jener ausgedehnte Nadelwald, der, jetzt zwar nur mehr aus jungem, kaum schlagfähigem Holze bestehend, vordem von mächtigen, Jahrhunderte alten

Stämmen bewachsen war und schon in den alten Heldenbüchern als der sagenhafte und mythenreiche Hauensteiner-Tann gefeiert und besungen worden ist. — Wohl auf Stunden in der Länge und Breite erstreckte sich sein Revier, und die letzten Ausläufer, riesige, weißbärtige Fichten und knorrige Kiefern und Zirben reichten bis zu den blumigen Matten der Saiser-Alpe und zu den Dolomiten des Schlern hinan. Der Wald war ein Lieblingsaufenthalt für alle Arten von Wild, vom stattlichen Edelhirsch und dem schlanken Reh, bis zum muntern Eichhorn, das pfeifend und quitschend Stamm auf, Stamm nieder sprang, den Vorüberschreitenden neugierig mit blitzenden Äuglein musternd. In den einsamen Gründen hauste auch der borstige Eber mit seinen wilden Bachen, und manch' fette Keule von ihnen mag vor Zeiten nach der Küche des Hauensteiner-Schlosses gewandert sein. — Die rege Einbildungskraft der Menschen, die immer bereit ist, den natürlichen Wesen ihre phantastischen Gebilde beizugesellen, begnügte sich aber keineswegs mit diesen naturgemäßen Insassen; sie bevölkerte den Tann mit wilden Männern und Zwergen (Putze und Wichtelen genannt), mit schönen Waldfräulein (den saligen Jungferlen) und den Truden, die die Bäume erdrücken, wenn sie den Menschen nicht ankommen können. — Köhler und Holzfäller, und absonderlich Jäger und Wildschützen, die Tag und Nacht im wilden Forste zubringen und mit seinen Geheimnissen vertraut sind, wissen von diesen Dingen zu erzählen, und jeder von ihnen schwört darauf, wenigstens einmal den weißen Hirsch gesehen zu haben, freilich,

ohne ihn schießen zu können, denn dazu bedarf man einer Freikugel, in deren Besitz zu gelangen kein Kinderspiel ist, weil man sich dafür dem Höllenfürsten mit Leib und Seele unter den peinlichsten Förmlichkeiten verschreiben muß. —

Demungeachtet waren Jäger und Wilderer seit Menschengedenken hinter dem seltenen Wilde her, begierig, sein glänzend weißes Fließ zu erbeuten, das in dunkler Nacht wie leuchtend Silber schimmert, sammt dem kostbaren Geweihe, welches vom reinsten Golde ist.

Alljährlich, wenn die Sonne in den Wendekreis des Krebses tritt und der Tag am längsten ist, stoßt der Hirsch in mitternächt'ger Stunde sein gülden Gekröne ab, und das ist der Zeitpunkt, wo man ihn, wenn man zur Stelle und nicht säumig ist, auch ohne die verhängnißvolle Freikugel erlegen kann. Wem dies gelingt, der ist ein gemachter Mann, denn das Geweihe ist von unschätzbarem Werthe — wer aber den richtigen Augenblick verpaßt, hat das leere Nachsehen, denn eine mächtige Eule trägt den Schatz nach einer unzugänglichen Höhle hoch oben im schroffen Gewände, wohin kein Mensch gelangen kann, er verstünde sich denn auf die Kunst des Fliegens.

D'rum singt der Bursche, wenn er beim lodernden Sonnwendfeuer seiner Dirne eine Scheibe schlägt:

„Flieg aufi, mei Scheibel,
Flieg aufi zum G'wänd,
Und sag', wo der Hirsch hat
Sein gülden Geend;

Dann flieg i dir nach
Und hol mir's im Witsch*)
Zu an sakrischen Brautschatz
Für mei herzliebste Gitsch!" **)

* * *

In der ersten Woche nach Sanct Jacobus beginnt auf den weitausgedehnten Gründen der Saiser-Alpe ein reges, munteres Treiben. Zu Hunderten zieht das rüstige Volk der Mahdersleute aus allen umliegenden Ortschaften, vornämlich die rührigen Saiser, nach den Alpwiesen hinauf, singend und johlend und allerlei Muthwillen treibend, den selbst die harte, ermüdende Arbeit des Mähens nicht zu zügeln vermag. — Hei! wie geht es da so laut und lustig her, wenn sich das rüstige Völkchen beim Futterschnitte auf den duftigen, blumenreichen Matten da oben umhertreibt, flink mit Sense, Gabel und Rechen hantirend und spitze Reden wechselnd, oft so schlagfertig und treffend, daß die ganze Gesellschaft in ein helles, weithin schallendes Gelächter ausbricht. Das klingt dann in der frischen, würzigen Alpenluft so fröhlich und frei über die schwellenden, sammtweichen Gründe hin, und die Wände im weiten Umkreise rufen es scherzend wieder.

So war es zu allen Zeiten! – Auch in den Tagen schon, als Herr Oswald, der nachhin so gepriesene Ritter und Minnesänger, als junger Fant vom Trostburger-Schlosse hieher zur Heumahd zog, und den Musen seine Erstlinge opfernd, die drallen Dirnen besang, mit denen

*) Im Nu.
**) Mädel.

er sich nach der Vespersuppe im flinken Reigen herumdrehte, womit es ihm nicht leicht ein anderer von den jungen Burschen zuvorthat.

Heute war so eine muntere Sippschaft gerade damit beschäftiget, das letzte Heufutter aufzuladen, ehe das Gewitter losbrach, das drohend am Himmel hieng.

„Macht nur hurtig," rief ihnen ein Senne zu, der eilig sein Vieh zusammen trieb, „der Petz*) setzt seine Haube auf — das Wetter ist da, eh' ihr's euch versehť."

Ein greller Blitz, der über das dunkle Kar hinzüngelte und dem ein dumpfes Grollen des Donners folgte, verlieh diesen Worten beredten Nachdruck, und alle Hände beeilten sich, mit der Arbeit zu Ende zu kommen und den Wagen mit seiner kostbaren Ladung unter Dach zu bringen, noch ehe die ersten schweren Regentropfen niederfielen. Darauf scharte sich das Mahdervolk in der rauchgeschwärzten Sennhütte um das lustig flackernde Herdfeuer, wo es dem Übermuthe erst recht die Zügel schießen ließ, und was draußen etwa noch verabsäumt worden war, wurde hier gewissenhaft nachgeholt. — Während die Schaffnerin in der Pfanne, die so groß war, daß ein halbes Dorf darin Platz gehabt hätte, Schmalzküchel buck, saßen die Andern im weiten Kreis umher, die Zöcher**) behaglich ihre Pfeifen schmauchend, und die Gitschen die vollen braunen Arme kreuzweise auf den Schooß gelegt, mit dem Nachbar plaudernd und

*) Höchste Kuppe des Schlern.

**) Burschen.

scherzend und verliebte Blicke wechselnd. Da wurden die anzüglichsten Scherze und die derbsten Stichelreden ausgetauscht, und wenn dann Eines oder das Andere, sich getroffen fühlend, ein schief Gesicht dazu schnitt, dann wurde es erst recht die allgemeine Zielscheibe, und wie der Gewi.terregen draußen auf das Hüttendach herunterprasselte, hagelte es Trutzliedlen und Spottreime von allen Seiten her. Dazwischen zuckten und flammten die Blitze, und der Donner rollte in mächtigen Schlägen über die Alpe hin.

Die Abendmahlzeit war vorüber, und das gefüllte Schnapsglas, den Madlen von den Buaben fleißig zugebracht, gieng unabläßig in der Runde umher.

„Laßt euch meinen Kerscheler*) nur schmecken!" meinte die Schaffnerin, „ihr habt heute tapfer geschanzt, und die Alm ist so glatt abgeräumt, daß an dem, was noch draußen steht, keine Gais sich satt fressen könnte. — Das Panzele**) dort muß gar werden."

Dies ließ sich das junge Volk nicht zweimal sagen, und als sich das Blut mehr und mehr zu erwärmen begann, mußte die Cither her, und weil zu einem Tänzchen in dem überfüllten Raum der Sennhütte kein Platz war, so wollte man mindestens ein G'sangl haben, wie es den Berglern bei solchen Gelegenheiten geläufig von der Kehle geht.

Da sang Einer:

---

*) Kirschgeist.

**) Fäßchen.

„Am G'wänd falzt a Hahn
Was er kann aus sei'm Kropf,
Er moant, er hab d' Henn
Halt schon richtig bei'm Schopf!

Da kommt stat der Jager,
Und jagt ihm sie ab,
Und thut ihm die Federn
Hübsch ah no herab!"

und ein Zweiter:

„Z'höchst oben am Gamskar
Hab i paßt auf a Goas,
Bin g'nesselt d'rauf g'wesen
Ganz siedig und hoaß:

Und wie sie ist g'kommen,
Und hat mi ang'schaut,
Da hab' i mi nimmer
Zu schießen getraut!"

dann noch ein Dritter:

„Mei Schatz hat mir g'steckt
A Nagerl auf'n Huat,
A schmöckets*) ist's g'wesen,
Und roth wie mei Bluat.

Es steckt no da oben,
Wie d' Menscher**) aber sind
Die Gitsch hat vertragen
A gabicher***) Wind!"

---

*) wohlriechendes.
**) Frauenzimmer.
***) unrechter.

In diesem Augenblicke hörte man draußen einen markdurchdringenden, gellenden Juhschrei, und alle schauten erwartungsvoll nach der offenen Thür, wo ein zerlumpter, abenteuerlich aussehender Mensch eintrat und ohne viele Umstände sich zu den Andern an's Feuer gesellte.

Den breitkrämpigen, mit allerlei wildem Zierat aufgeputzten Hut tief in die Stirne drückend, langte er aus den regentriefenden Kleidern seine Pfeife hervor, die er sich gemächlich anzündete und dichte Wolken aus derselben vor sich hinblies. Ein kleiner, zottiger Hund, der mit ihm gekommen war, hatte sich zwischen seinen Beinen gelagert und ließ seine wachsamen Blicke mißtrauisch in der Runde umherschweifen.

Das junge, lustige Volk war plötzlich kleinlaut geworden; es steckte die Köpfe zusammen, Gesang und Cither verstummten, und man hörte nur leise wispern: „Sieh da — der Kornschneider! was will der bei uns?!"

Der Angekommene sah finster von Einem zum Andern, bis seine schwarzen, stechenden Augen auf der runden, zierlichen Gestalt einer jungen, bildhübschen Dirne haften blieben.

Eine heisere Lache aufschlagend und mit dem Finger nach ihr weisend, kreischte er: „Mein Seel — — da ist sie ja, die falsche Katz! Wenn sie aber auf den Jäger-Stoph wartet, so kann sie lange passen — der ist längst schon von den Würmern aufgefressen. — Da ist aber Einer, der noch Mark in den Knochen und Flechsen an

den Armen hat, und wer's nicht glauben will, der mag's probiren!" — —

Ein spöttisches Lächeln auf den Gesichtern der Burschen war die einzige Antwort auf die Herausforderung, und fast mitleidig schauten sie auf die verfallene Gestalt und das bleiche, verstörte Antlitz des unheimlichen Gastes. — Die von ihm so unfreundlich angelassene Dirne reichte ihm gutmüthig das gefüllte Schnapsglas hin, das er aber wild von sich stieß, mit dem Ausrufe: „Trink' es nur dem Stoph zu, und wohl bekomm's euch Beiden!" Darauf ließ er den Kopf tief zur Brust herab sinken, und für einige Augenblicke herrschte lautlose Stille, daß man deutlich das ferne Rollen des Donners von dem Gewitter vernehmen konnte, das sich nach den Bergen von Campidell zu verziehen begann.

„Laßt mich mit ihm machen!" rief da die Schaffnerin, indem sie knapp vor den seltsamen Menschen hintrat und ihm derb auf die Schulter klopfte, wobei sie ihm ihr Schnapsglas dicht unter die Nase hielt.

„Trink, Wast!" sagte sie, „es ist Doppeltbrennter und kein Fusel drein."

Mechanisch langte der also Angeredete nach dem gefüllten Glase, und es über den Kopf ausstürzend, faßte er die Hand der vierschrötigen Almerin, sie herzhaft schüttelnd, wobei sein finsteres Gesicht sich aufhellte, wie die Kuppe des Berges, die ein plötzlich aus dem dunklen Gewölke brechender Sonnenstrahl erleuchtet.

„Gelt Nannl, wir kennen uns!" rief er, indem er mit seiner rauhen Rechten ihre vollen, fettglänzenden

Backen streichelte und sie freundlich anblinzelte, „du bist alleweil gut gewesen, und wenn ich einmal das Hirschl schieß, so sollst du einen neuen Wifling*) von mir bekommen, und eine schön gestrickte Pudelhaube obendrein!"

„Geh, laß die Faxen!" entgegnete diese, einen Schritt zurückweichend, „weißt doch, daß die einfältige Passion dich um Haus und Hof gebracht hat, und um den ehrlichen Namen obendrein!"

„Um den ehrlichen Namen!" murmelte der zerlumpte Mensch in den Bart, und seine Augen funkelten und glühten wieder unheimlich unter den buschigen Brauen, die sie umschatteten. — „Um den ehrlichen Namen!" wiederholte er mit einem höhnischen Gelächter, „ja freilich, der liegt unter den Todtenkreuzen in eurem Kirchhofe, wo dem Jäger-Stoph schon lange das Fleisch von den Knochen gefault ist! Aber ich bin noch der alte, fidele Kerl und laß nit lugg — und sollt' ich noch zehnmal Haus und Hof, und Weib und Kind verspielen, denn weißt:

„Dös Hirschl, dös geht mir
Halt nit aus'm Sinn,
So lang i a lebfrischer
Jagersmann bin!

Hab's heut' wieder g'sehen
Da oben auf der Höh,
Mit dem güld'nen Geweih,
Und dem Fell, weiß wie Schnee!"

---

*) Faltenrock.

Wieder stieß er einen gellenden Juchezer aus, daß die ganze Hütte davon erdröhnte — dann sank er mit einem tiefen Seufzer plötzlich in sich zusammen und verfiel in einen starren, todtenähnlichen Schlaf.

„Laßt euch das nicht irren!" sagte die Schaffnerin, sich zu dem jungen Volke gesellend, bei dem kein rechter Humor mehr aufkommen wollte, „das macht er schon öfter so; kehrt euch nicht an ihn — er ist jetzt in seinem Schnapshimmel und merkt nicht, was um ihn her vorgeht."

Nach einer geraumen Pause, während welcher verständnißvolle Blicke im Kreise gewechselt wurden, sagte einer der Burschen:

„Erzähl uns, Nannl — was ist's denn eigentlich mit dem g'spassigen Menschen da, und mit dem Hirschl, von dem er alleweil fabelt und reimt? Er führt so kuriose Reden, daß man schier meinen möcht, es wär nicht ganz richtig bei ihm."

„Sel ist's auch nit!" entgegnete die Befragte — „ein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, bleibt schön bei seiner Sach und lauft nicht Tag und Nacht hinter solchen Hirngespinnsten einher, die doch nichts weiter sind, als Teufelsblendwerk."

Unter den Anwesenden befand sich auch ein alter Hirte, der bisher, seinen Knaster rauchend, abseits am Feuer gesessen und an der Unterhaltung keinen Antheil genommen hatte. Seit fünfzig Sommern hütete er den Saiser-Bauern oben am Schlern die Schaafe, wo er mutterseelenallein eine aus losen Steinen errichtete Hütte bewohnte,

die ihm kaum den nothdürftigsten Schutz gegen Wind und Wetter gewährte.

Bedächtig wiegte er sein silberhaarig Haupt und meinte: alles wäre doch nicht Teufelsspuk und Hexenwerk, was schon die Voreltern von derlei Dingen gesehen und erfahren haben. „Mit dem weißen Hirsch —“ bekräftigte er, „hat es einmal seine Richtigkeit, denn mein Ähnl, Gott tröst ihn, hat mir zum öftern davon erzählt, und der hat in seinem ganzen Leben kein unwahres Wort geredet. — Ich denke, wenn es weiße Gemsen und Hasen, ja sogar weiße Raben giebt, so ist auch ein weißer Hirsch kein unmögliches Ding!“

„An dem ist's auch nicht!“ eiferte die Schaffnerin, „hab' ich doch selbst einmal ein schneeweißes Mäusel gehabt, das ich von einem Zigeuner für ein paar Groschen erhandelt habe, aber —“

„Was denn aber?“ drängten die Andern, neugierig näher rückend.

„Ja nun, ich will euch erzählen, was mir von der seltsamen Geschichte bekannt ist — hört mir nur fein stat zu:

Der Mensch da, dem jetzt kein schäbiger Vierer aus der Tasche fällt, wenn man ihn auf den Kopf stellt, war in seinen jungen Jahren der beste Bauer im ganzen Dorfe, und wenn er in seine Hosensäcke griff, so klingelte es darin von Zwanzigern und harten Thalern. Dabei war er ein bildsauberer Bursch, kräftig und kerzengerade gewachsen, wie ein junger Tannenbaum, und von offenem Wesen und weichherzigem Gemüthe, daß man ihn um den

Finger hätte wickeln können. Alle Leute mochten ihn gerne leiden, denn er hatte für Jedermann ein freundlich Wort, und kein Armer gieng ungetröstet von der Schwelle seines Hauses.

Kein Wunder war's, daß alle heiratslustigen Dirnen ihr Augenmerk auf ihn richteten, und jede hätte sich glücklich geschätzt, ihn zum Manne zu bekommen; frei heraus gesagt, ich war nicht die letzte, die ihn gerne gemocht hätte, und wer weiß, ob er mit mir nicht besser gefahren wäre, als mit Jagglmüllers Thrine, die er zu seinem Unglücke zum Weibe genommen.

Bei der Hochzeit gieng es über alle Maßen hoch her, und die ältesten Leute mochten sich an keine solche Festivität erinnern. Von den Kranzeljungfern (ich war auch darunter) bekam jede ein seidenes Brusttuch und goldene Ohrringe zum Geschenke, und die Musikanten erhielten Mann für Mann einen funkelnagelneuen Leopoldithaler auf die Hand. Die Tische bogen sich von den Speisen und Getränken, die da aufgetragen wurden. — Schöneres Paar, das mußte der gelbe Neid zugestehen, war aber auch keines zu finden — die Beiden schienen für einander wie geschaffen!

In den ersten Jahren gieng auch alles leidlich gut: Er war nüchtern, und fleißig bei der Arbeit, und sie stand dem großen Hauswesen vor, wie sich's gehört. — Kindersegen wollte sich aber keiner einstellen.

Um dieselbe Zeit kam von Baiern ein landfremder Mensch herein, der unter dem Namen der Jäger-Stoph bald im ganzen Dorfe bekannt und verrufen war, wie

das schlechte Geld, denn wo er aus- und eingieng, war kein Segen mehr, und sein Umgang wirkte wie das schleichende Gift im Blute.

Er hatte sich viel unter dem Soldatenvolke herumgetrieben, und einschmeichelnde Manieren angenommen, mit denen er absonderlich die gefallsüchtigen, leichtfertigen Dirnen und Weiber köderte und herum bekam. — Abgesehen von seiner braunen Zigeunerfarbe, die seltsam von seinem fast weißblonden, kurzen Kraushaare abstach, war er ein hübscher Mensch und hielt etwas auf ein sauber Gewand. Reden konnte er wie ein Buch, und man hörte ihm gerne zu, wenn er von seinen Kriegsthaten und Erlebnissen in fremden Landen erzählte; erfahrene Leute wußten aber, wen sie vor sich hatten, denn aus seinen Augen guckte der Schelm heraus, der in ihm steckte.

Auf den Wast und sein hübsches, junges Weib hatte der Stoph schon lange sein Augenmerk gehabt, und der Zufall erleichterte es ihm, mit ihnen anzubinden. Auf einem Freischießen in Waidbruck machte er mit dem Wast Bekanntschaft und wußte sich bei dem arglosen Menschen so einzuschmeicheln, daß dieser nicht mehr ohne ihn sein konnte und ihm die Zeit lange wurde, wenn der Stoph einmal einen Tag nicht zu ihm in den Heimgarten kam.

Die Thrine schien auch ein groß Gefallen an ihm zu finden, denn er wußte ihr immer etwas Neues zu erzählen und ihrer Gefallsucht und Eigenliebe zu fröhnen, bis er auch sie ganz auf seiner Seite hatte.

Bald munkelte man im Dorfe, daß es mit der Wirthschaft nicht mehr recht klappen wolle, und daß der Wast lieber im Tanne den Hirschen und den Rehen nachsteige, statt wie früher der Erste und der Letzte bei der Arbeit zu sein.

Von ihr sagte man, daß der Hochmuthsteufel in sie gefahren sei, und daß sie hinterm Rücken des arglosen Gatten ein Liebesverhältniß mit dem schlauen, abgefeimten Menschen habe, der es ihr förmlich angethan zu haben schien. — Die Fahne am Dache, die vorhin immer auf schön Wetter stand, hatte sich plötzlich gedreht und zeigte auf Wind und Regen. — Das junge Weib ließ im Hause die Fünfe grad sein, wurde störrisch und trotzig, und wo früher Friede und Eintracht war, herrschten jetzt Zank und Hader.

Da Thrine seit einiger Zeit guter Hoffnung war, so schrieb der Wast ihr verändertes Wesen diesem Zustande zu, und wenn sie es ihm zu arg trieb, so nahm er seine Büchse auf die Schulter und verlor sich mit seinem Philax im nahen Walde, oder er gieng mit dem Stoph ins Wirthshaus, wo sie oft bis in die späte Nacht hinein spielten und dem Glase zusprachen, selbstverständlich auf Kosten des Wast, der jedesmal blechen und die Zeche bezahlen mußte.

Endlich kam sein Weib mit einem frischen, gesunden Jungen nieder, und es gab einen Kindstaufschmaus, wobei es wieder laut hergieng und die ganze Freundschaft geladen war. — Am selben Tage habe ich den Wast zum Letztenmale fröhlich und guter Dinge gesehen; die helle

Vaterfreude leuchtete ihm aus den Augen, und er konnte seiner Glückseligkeit kein Ende finden. — Seinen Erstgeborenen auf dem Arme schritt er von einem Gaste zum andern, ihnen den frischen, kerngesunden Buben zeigend, und beachtete gar nicht die theils spöttischen, theils mitleidigen Blicke, die er dafür erntete. — Dabei ließ er es der Wöchnerin an nichts fehlen — blieb auch hübsch zu Hause und stand seiner Arbeit vor, wie ehedem.

Nach dem Auffegnen blies der Wind aber wieder aus einem andern Loche.

Die Thrine vernachlässigte Mann, Kind und Wirthschaft, putzte und donnerte sich auf, und das Geld, das sie in die Hand bekam, verschwendete sie auf kostbare Kleider, oder sie hängte es heimlich dem verschmitzten Stoph an, der ihr dafür brav schön that und sie hinterrücks auslachte. — Mit dem Wast brach sie aber Hader und Streit bei jeder Gelegenheit gleichsam vom Zaune, bis dem gutmüthigen Menschen endlich auch die Geduld riß, und er mit der Faust nachhalf, wo er mit der Zunge nicht auslangte.

Als er sah, daß in der Wirthschaft alles zurück gieng, und das Geld aus der Lade verschwand, ohne daß er wußte wohin, gerieth er hinter das Schnapsglas, und des häuslichen Unfriedens war kein Ende mehr. Der eigentliche Urheber desselben, der nichtsnutzige Jäger-Stoph, gieng aber nach wie vor bei ihm aus und ein — seine Gesellschaft war ihm unentbehrlich geworden, und ganze Tage und Nächte hindurch strich er mit ihm Berg auf, Berg nieder, dem Wilde nach. — Das Anwesen war

mit Schulden belastet, die sich immer mehrten, bis endlich der letzte Nagel verpfändet war.

Als der Stoph sah, daß es nicht mehr viel zu fischen gebe, gedachte er sich langsam davon zu ziehen. Er band dem leichtgläubigen Wast das Märlein vom Hirsch mit dem gold'nen Geweih auf, und dieser war einfältig genug, dem Wunderthiere nachzulaufen, und ahnte nicht, daß er selbst der Hirsch sei, freilich nicht der mit den goldenen Enden, sondern mit den ganz gemeinen Hörnern, die ihm sein Weib aufgesetzt hatte.

Doch es sollte ihm einmal ein Licht darüber aufgesteckt werden.

Als er eines Abends früher als gewöhnlich mit Büchse und Hund vom Walde heimkehrte, begegnete er etlichen Burschen, die alle oben hatten und singend und johlend des Wegs daher schlenderten.

Wie sie an ihm vorüber kamen, ließen sie ein paar Juchezer los, und einer von ihnen sang den Spottreim:

„Katzer geh hoam,
Die Katzin miaut,
Sie hat si derweil
Um an Andern umg'schaut!"

Ein höhnendes Gelächter erscholl, und in der ersten Zornesaufwallung wollte der Wast den rasch Davoneilenden nachspringen und den Spottvögeln an den Leib rücken. — Plötzlich besann er sich aber eines andern, und er blieb wie angewurzelt an der Stelle, nach seinem Hause ausschauend, wo er im obern Gelasse einen matten Lichtschimmer erspähte. — Ein jäher Gedanke fuhr ihm durch

den Kopf — er hatte seinem Weibe gesagt, sie möge ihn heute nicht erwarten, weil er in der Sennhütte übernachten und mit dem frühesten auf den Hahnenfalz gehen wolle. — Von einem quälenden Argwohne erfaßt, rannte er vorwärts und hatte in wenigen Minuten sein Gehöfte erreicht. Er stürmte nach der Schlafkammer hinauf, die er fest verriegelt fand, und erst nach mehrmaligem Pochen ward er eingelassen — doch war es d'rin jetzt stockfinster.

Der Wast sprach kein Wort; er zündete die Kerze an, deren Docht noch glimmte, denn sie war im selben Augenblicke erst ausgelöscht worden. Seine dunklen Augen blitzten und funkelten unheimlich, als er mit dem Lichte in allen Winkeln der Kammer umherleuchtete. Auf dem Tische stand eine Weinflasche, und zwei halbgefüllte Gläser standen daneben. Thrine war noch völlig angezogen, und herausgeputzt, wie am Hochzeitstage — auch fast schöner noch, als damals; ihr Blick war aber unstät, und sie zitterte am ganzen Leibe, daß sie kaum im Stande war, sich auf den Füßen zu erhalten. Das schlechte Gewissen sah ihr aus den Augen. — Der Philaxl schnopperte in der Kammer umher und fieng endlich, die Ohren spitzend, heftig zu knurren und zu bellen an. — Der Wast fuhr jetzt heraus: „Wo steckt der Vogel, daß ich ihn rupfen kann?!" Sie antwortete keine Silbe und fieng nur noch ärger zu zittern an — ihr Gesicht war kreideweiß geworden.

In diesem Augenblicke flog die Thüre des großen Wandschrankes auf, und heraus sprang mit einem Satze

der Jäger-Stoph, und sich dem betrogenen Gatten trotzig gegenüberstellend, höhnte er: „Beim Rupfen müssen Zwei sein — Eins, das rupft, und das Andere, das gerupft wird!“ — Weiter wurde zwischen den Beiden kein Wort mehr gewechselt — man sah nur die Messerklingen blitzen, hörte einen dumpfen Aufschrei und den Fall eines schweren Körpers — — und der Stoph lag in seinem Blute röchelnd am Boden!“ — —

„Sag Nannl, woher weißt du denn das alles so haarklein?“ fragte nach einer lautlosen Pause einer der anwesenden Burschen, „warst ja doch selber nit dabei, bei der vertrakten Histori!“

„Ja freilich nit!“ entgegnete die Schaffnerin, „aber es hat mir's jemand, der's wissen kann, akurat so erzählt, und der ist der Wast selber. — Hört nur weiter:

Die Thrine war vor Schreck in die Knie gesunken und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. — Der Philaxl schnopperte an dem Blute, das langsam über den Boden hinrieselte, und stieß ein kläglich Geheul aus. — Der Wastl stand aber starr und unbeweglich da und schaute finster auf den Sterbenden, der sich, nach Luft ringend, ein paarmal hoch aufbäumte und dann verschied. Da ließ er sein blutig Messer fallen und rannte die dunkle Stiege hinunter, zurück durch die finstere Nacht in den tiefen Wald hinein, wo er tagelang ohne Speise und Trank verzweifelnd umherirrte, und sich dann endlich dem Gerichte stellte, das ihn, in Anbetracht der mildernden Umstände, gnädig zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilte.

Als er nach verbüßter Strafe wieder ins Dorf zurückkam, wollte ihn niemand mehr kennen; er hatte ja den Sträflingskittel getragen und war ein Bettler geworden. — Der Hof war in andere Hände gekommen, sein Bübel hatten die Engel zu sich genommen, und sein Weib war mit einem fremden Landfahrer in die Welt gegangen; man hat seither nichts mehr von ihr gehört.

Nur der Philaxl, der im Hof zurückgeblieben war, sprang ihm zu und gieng ihm nicht mehr von der Seite — das Thier war treuer, als die Menschen!

Mich jammerte der Ärmste, und ich gab ihm Kost und Unterstand, bis er bei den Bauern Arbeit bekam, denen er sich als Holzknecht, und zur Zeit der Ernte als Kornschneider verdingte. — Ich sah nichts Unrechtes darin, daß er sich um seine Haut und um die Ehre seines Hauses gewehrt hat, und wäre ich Richter gewesen, so hätte er nicht eine Stunde zu sitzen gebraucht.

War der Wast einmal am Flecke, so schanzte er gleich für Drei, und das größte Kornfeld räumte er in einem Tage sauber ab. — Der Trübsinn hat ihn aber nicht mehr verlassen und steigerte sich von Jahr zu Jahr, und seit er wieder hinter's Schnapsglas gekommen, ist er ganz verkehrt worden und hat nur mehr die verrückte Idee mit dem Hirsch im Kopfe, den er noch immer zu schießen vermeint, obwohl er schon lange keine Büchse mehr in der Hand gehabt hat.

Wenn ihm der Rappel kommt, dann wirft er mitten unter der Arbeit Hacke oder Sichel weg und lauft Tag und Nacht im wilden Geschröff umher, dem Hirschl mit

dem gold'nen Geweih nachspürend, bis ihn der Hunger wieder herunter treibt, elend und die Fetzen vom Leibe hängend, wie er dort vor euch hockt."

Die Schaffnerin hatte ihre Erzählung beendet, und alle Augen richteten sich unwillkürlich nach dem Kornschneider, der, den Kopf tief zur Brust geneigt, regungslos in seiner zusammengesunkenen Stellung dasaß, während der Philaxl zwischen seinen Beinen kauernd, ihn sorgsam zu bewachen schien.

Der Regen draußen hatte nachgelassen, und nur ab und zu unterbrach noch fernes Donnergerolle die tiefe Stille der Nacht.

* * *

„Geredet wie ein Buch, Nanul!" fiel da der Schafer wieder ein, „und was den armen Häuter da betrifft, will ich dir kein Wörtl wegthun; mit dem Hirschl bist du aber auf'm Holzweg, das wollt' ich dir schriftlich geben, wenn ich schreiben könnt'. — Was Ähnl und Urähnl mit ihren eigenen, nüchternen Augen g'sehen haben, das wirst du uns nit wegdisputiren können, wenn du auch eine Schriftgelehrte bist und Flöh und Wanzen in deinem Bette kriechen hörst!"

„Ja nun, so sag, was du von dem Wunderthier weißt!" eiferte die Schaffnerin, „es ist leichter, die Knedel essen, als sie kochen!"

„Mein Ähnl — Gott hab' ihn selig — er war nach dem Wirth der G'scheidteste im ganzen Dorf! hat den Hirsch auf kaum fünfzehn Schritte vor sich gesehen und

hätte ihn, wenn er eine Büchse bei der Hand gehabt, wohl auch sicher geschossen. — Er hütete im Sommer, gleich mir, da oben auf'm Schlern die Schafe. Einmal — es war eine glaselhelle Mondnacht — wanderte er, nach einem verlaufenen Lamme suchend, das steinige Kar auf und nieder. Es war so licht, daß man ein Groschenstück von der Erde hätte auflesen können. Nach allen Seiten ausschauend, wo das Thierl etwa stecken möge, sah er plötzlich fein stat einen Hirsch daher kommen, mit einem Fell, so weiß, wie der frisch gefallene Schnee. Auf etliche Klafterlängen blieb er vor ihm stehen und schaute ihn mit seinen schönen, glänzenden Augen groß an, als wollt er fragen: „„Wer bist du — und was suchst du da?““ Es war ein starkes, prächtiges Thier mit mächtigem Geweih, dessen Enden wie das lautere Gold im Mondenlichte schimmerten und glänzten. Dem Ähnl wurde bang um's Herz, denn die Sache kam ihm nicht richtig vor, und er schlug ein dreifach Kreuz vor sich. Doch der Hirsch ließ sich das nicht anfechten, und bedächtig, wie er gekommen, schritt er an ihm vorbei und entschwand allmählig seinen Blicken.

Das war, wie heute, am Stephani-Tag, im Jahre des bairischen Rummels, unseligen Gedenkens!“

Bei diesen Worten schien der Schlummernde sich zu ermuntern. Wie aus einem tiefen Traume erwachend, erhob er den Kopf und schaute dem Sprecher mit seinem unheimlichen, stechenden Blicke starr ins Gesicht.

„Kurios!“ warf eine frische, kohläugige Dirne hin, „arme Seel' war's also keine, sonst wär' sie durch die

Kreuze erlöst worden, und der „Gott sei bei uns“ war es auch nicht, denn der wäre mit Gestank zur Hölle gefahren. Vielleicht war's ein verwunschener Prinz, den aber kein Jager —“

„Ja freilich —“ fiel ihr da ihr Nachbar ins Wort: „den nur so eine bildsaubere Jagerin mit ihren glühnigen Äuglen schießen und nachher mit einem herzhaften Schmatz erlösen kann!“

Ein laut schallendes Gelächter folgte dieser Rede.

In diesem Augenblicke hatte sich der fremde Gast erhoben. Seinen Stock ergreifend und den Hut noch tiefer in die Stirne drückend, schritt er hastig der Thüre zu.

„Wohin Wast, noch so spät in der Nacht?“ fragte die Schaffnerin, „du hast gewiß noch nichts Warmes im Leib — iß doch zuerst noch eine Suppe mit uns, und leg' dich dann auf's Heu.“

„Kann nicht, Nannl“ war die kurze aber entschiedene Antwort, „ich muß eilig hinauf zum Petz — heut', oder nimmermehr schieß ich das Hirschl!“

Damit verschwand er mit seinem unzertrennlichen Begleiter in Nacht und Nebel.

* * *

Hirten fanden ihn einige Wochen später oben im wildesten Gebirge entseelt an einer Felswand liegend. Der treue Philaxl, der auch im Tode von seinem Herrn nicht lassen wollte, lag verendet neben ihm.

Beide wurden an der Stelle, wo man sie gefunden, eingescharrt.

Die wackere Schaffnerin ließ dort ein Bildstöckchen aufrichten, worauf zu lesen stand:

„Hier liegt der Korn-Wast,
Und sein Philaxl dazu,
Gott geb' ihnen beiden
Die ewige Ruh!"



Die Uhr im Schenkenbergerschlosse.

Das uralte Geschlecht der „Schenken auf Schenkenberg“ war dem Erlöschen nahe. — Der Letzte desselben, ein neunzigjähriger Greis, voreinst ein tapferer Degen, der in des Rothbarts Heere so manche heiße Schlacht mitgekämpft, lag seit Monden auf dem Siechbette, mit jenem Gegner ringend, dem schließlich Alle, auch die Kühnsten und Stärksten unterliegen müssen. —

Es war die Zeit, wo die Blätter von den Bäumen fallen und der erste Reif die Wiesen deckt. — Im Schlosse herrschte tiefe nächt'ge Stille, und hoch über seinen dunklen Zinnen und Giebeln schwebte, in einen Nebelschleier gehüllt, des Mondes gespenstig Antlitz und warf durch die Scheiben der hohen Bogenfenster sein ungewisses Licht in das Gemach und auf das Bett, worauf der greise Ritter in unruhvollem Schlummer lag. — Sein Liebling und letztes Enkelkind, eine zarte Jungfrau von kaum achtzehn Sommern, wachte allein am Schmerzenslager des Todtkranken, ihm von Zeit zu Zeit mit ihrem Tuche den kalten Schweiß von der Stirne trocknend, und ängstlich seinen schweren Athemzügen lauschend. —

Draußen hatte sich ein Wind erhoben und fuhr ächzend und stöhnend über die Burg hin, und das Getäfel des weiten Gemaches knisterte und krachte in unheimlicher Weise, daß die Jungfrau zusammenschrack und bange umhersah. — Im selben Augenblicke ließen sich Laute vernehmen, als sprängen plötzlich alle Saiten einer Harfe, und gleich darauf ertönten die dumpfen, abgemessenen Schläge einer Uhr, welche die mitternächt'ge Stunde verkündeten. —

Mit einem tiefen Seufzer erwachte der sterbende Greis aus seinem Halbschlummer und murmelte mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme die Worte:

„Sie rufen mich — ich komme, ich komme!"

D'rauf die Hand seines Enkelkindes erfassend und mühsam mit den letzten Kräften von seinem Lager sich emporrichtend, sprach er: „Höre, mein Kind, und merke wohl, was ich dir sage, ehe ich meine Augen für immer schließe und der letzte Stammhalter unseres Geschlechtes hinuntersteige zur Gruft der Väter:

Die Uhr, deren ernste Schläge du soeben vernommen, ist keine Uhr — es ist der Mahnruf der Altvordern uns'res Hauses, der sich stets vernehmbar macht, wenn einer der Schenkenberge sich zur Reise nach dem Jenseits zu rüsten hat. — Ja nun — ich bin bereit, ihm Folge zu leisten, denn meine Zeit ist um. — Doch nach mir ist Niemand mehr da, der Schenken ruhmvollen Wappenschild zu tragen — d'rum laß ihn, wenn ich meine Augen geschlossen, mit mir versenken in die Gruft. — Dann aber, soferne du mich liebst und meine und

meiner Väter Ruhe dir höher steht, als die vergänglichen eitlen Freuden dieser Welt, nimm den Schleier und bete für unsere, mit einem schwerem Gebresten belastete Seelen, damit sie eingehen können zum ewigen Frieden!" — Nach dieser Rede sank der greise Ritter zurück auf das Kissen und hauchte seinen letzten Seufzer aus. —

Die Sage berichtet nicht, ob die Jungfrau die Bitte des Sterbenden erfüllt — doch soll es im Schlosse noch immer nicht geheuer sein: Lichtlein sieht man nächtlicher Weile um den hohen Wartthurm schweben und zu Zeiten vernimmt man die abgemessenen Schläge einer Uhr, obwohl eine solche im ganzen Schlosse nicht zu finden ist. —

Die abgeschiedenen Seelen der Schenkenberge scheinen sohin noch nicht zur Ruhe gekommen zu sein. —



Der Wahrsinger.

„Es gab einst eine Zeit,
„Da ward noch wahrgesungen,
„Doch ist sie längst vorbei,
„Die Harfen sind zersprungen,
„Die Saiten sind entzwei,
„Die diesem Lied' erklangen,
„Der Letzte, der es sang,
„Er ist dahingegangen!" —

Im nebelgrauen Alterthume soll, wie die Sage berichtet, am Fuße der hohen Schlernwände eine Stadt von mächtiger Ausdehnung gestanden haben. — Die Mauern, welche sie umgaben, waren ganz aus Quadersteinen gebaut und hatten zahlreiche Thürme und Thore, die Tag und Nacht von einer Anzahl erzgepanzerter Männer aus den Reihen der wehrhaften Bürger sorgsam gehütet und bewacht wurden, denn im angrenzenden unwirthbaren Forste hauste ein zahlreiches wildes Volk, dessen räuberischer, nur auf blutige Gewaltthat und Beute gerichteter Sinn, einzig und allein durch das Schwert zu bändigen war. —

In der Stadt herrschte ein gerechter, für das allgemeine Beste redlich besorgter König, der nach dem Rathe rechtschaffener, einsichtsvoller Männer dem Volke Gesetze

gab, denen sich Alle, Vornehme und Geringe, Priester und Laien ohne Unterschied unterordnen mußten. Dabei war das Volk glücklich und zufrieden, Handel und Gewerbe, wie nicht minder die schönen Künste blühten, und überall, wo der Blick sich hinwandte in den weitgedehnten prächtigen Straßen der Stadt, zeigten sich Wohlstand und reges bewegtes Leben.

Ergieng der Ruf des Königs, so folgten die tapfern und waffengeübten Bürger freiwillig ohne allen Zwang seinem Gebote und zogen unter seinem schlachtenerprobten Feldhauptmanne hinaus gegen die wilden räuberischen Nachbarn, ihnen blutige und siegreiche Gefechte liefernd, und Geiseln heimbringend zum Schutze der Kaufherren und ihrer Handelsgüter vor den Ueberfällen dieser beutelüsternen Horden. —

Es bestand in der Stadt vordem auch eine ehrwürdige Bardengilde, in welche nur Männer von lauterstem Charakter, tadellosem Wandel und hellsehendem Geiste Aufnahme fanden. — Sie nannten sich die „Wahrsinger.“ Doch immer kleiner wurde die Zahl dieser Auserwählten und immer seltener fanden sich die Männer, welche würdig gewesen wären, die durch den Tod gerissenen Lücken auszufüllen. — Endlich war von Allen nur Einer mehr übrig geblieben, ein silberhaariger Greis von hohem ehrfurchtgebietendem Wesen und lauterster Gesinnung. Der Weiseste der Weisen, erschaute er mit hellem Seherblicke die Dinge voraus, die kommen würden, wenn sie Andern noch im Nebel der Zukunft verborgen lagen. — Er stand bei Hoch und Nieder in großer

Verehrung und wo er sich zeigte, drängte sich alles Volk um ihn und lauschte seinem Gesange und den hehren Tönen seiner Harfe — denn nur Hohes und Wahres verkündete sein Mund, der stets offenbarte, was seine Seele dachte. —

Der König selbst hielt große Stücke auf ihn und erholte sich Raths bei ihm in allen wichtigen Angelegenheiten — in dringlichen Fällen wohl auch den rauhen und steilen Pfad nicht achtend, der zu seiner entlegenen Felsenklause führte, denn der Barde hatte sich seinen Wohnsitz hoch über der Stadt an himmelanragender Wand erbaut, wo nur der Adler und der ungesellige Jochrabe horsteten, weil das bewegte geräuschvolle Treiben in der dichtbevölkerten Stadt seiner beschaulichen Sinnesart widerstrebte. —

Seine früh dahingegangene Gemahlin hatte dem Könige nur drei Söhne geboren, wovon der Aelteste schon in der ersten Blühte seiner Jahre durch eine Seuche, die in der Stadt geherrscht hatte, ihm entrissen worden war. — Der Zweite ein kühner, tapferer Jüngling, hatte sich an die Spitze einer bewaffneten Schaar gestellt, welche zur Züchtigung des stets unruhigen räuberischen Nachbarvolkes hinausgezogen war. — Er endete, von einem tödtlichen Pfeile in das Herz getroffen. — So war ihm nur noch der Jüngste geblieben, damals ein zarter Knabe von kaum fünfzehn Sommern, den er zärtlich liebte und dessen Erziehung er den bewährtesten Händen anvertraut hatte. — Doch früh schon zeigte sein einstiger Thronerbe Eigenschaften, die den alternden König

mit banger Sorge erfüllten. Dünkelhaft und aufbrausend, wollte er sich niemanden unterordnen, und seine Lehrer waren oft genöthigt, harte Strafe über ihn zu verhängen, um ihn in den Schranken der Botmäßigkeit zu erhalten, die zu durchbrechen er nur zu geneigt war. — Kaum deckte der Erstlingsflaum sein Kinn, als sich auch schon die Schmeichler und Augendiener, diese gift'gen Schlingpflanzen, an ihn herandrängten und die bessern Keime in ihm, von gewissenhaften Händen gehegt und gepflegt, noch ehe sie sich zu kräftigen Trieben entwickeln konnten, erstickten. Mehr und mehr bemächtigte sich die eckle Sippe der Scherwenzler und Schweifwedler des unerfahrenen und eitlen Prinzen, der in seinem Größenwahne bald keine Wahrheit mehr vertrug und Jeden, der es wagte, ihm entgegenzureden, als seinen Feind betrachtete, so, daß die ernsten, wohlgesinnten Männer sich gänzlich von ihm abwendeten, ihn und seine Gefolgschaft meidend. —

Der König erkannte das Gefährliche und Verderbliche dieser Charaktereigenschaft seines Nachfolgers auf dem Throne, und sie erfüllte ihn mit Bangen und tiefer Betrübnis; doch alt und laß, wie er bereits geworden war, fehlte ihm die Willenskraft, welche nöthig gewesen wäre, dem Treiben jener Elenden Einhalt zu thun und den Irregeleiteten auf bessere Bahnen zu lenken. — Gram und Mißmuth über die getäuschten Hoffnungen, die er auf seinen Liebling gesetzt, zehrten am Marke seines Lebens, und fühlend, daß es mit ihm zu Ende gehe, sandte er einen vertrauten Boten hinauf nach der un=

wirthbaren Schlernklause, den einsamen Insassen derselben zu sich bescheidend. —

Nur zögernd und mit innerem Widerstreben folgte dieser dem Rufe seines königlichen Herrn und Freundes, denn seit Jahren schon war er nicht mehr heruntergekommen in die überprächtig und üppig gewordene Königsstadt, deren geräuschvolles Treiben seiner tiefernsten Beschaulichkeit widerstrebte, und in ihrer jüngern Generation sich ihm entfremdet hatte, welche nur mehr der Genußsucht und anderen niederen Leidenschaften huldigte.

Als der Barde vor den König trat, traf er denselben auf sein Lager hingestreckt — abgezehrt und kraftlos und kaum fähig, sich zu erheben. —

„Du ahnest wohl, warum ich dich rufen ließ“, sagte dieser mit leiser Stimme, dem Angekommenen seine Hand reichend, „schwerer Kummer lastet auf meiner Seele — die Götter verhüllen mir ihr Antlitz und mein Jüngster, der Erbe meiner Krone hat sich von mir gewendet, und wandelt nicht die Wege, die ich ihm vorgezeichnet, um des Volkes und dieser schönen Stadt Wohlfahrt und Gedeihen zu fördern.“

Fragend richteten sich die Blicke des Schwerkranken nach dem greisen Freunde, der schweigend dastand, das Antlitz zur Brust geneigt, wie in ernste Gedanken versunken. —

„Wenn je einmal“, fuhr der König dringender fort, „so bedarf ich heute deines Raths — denn die Tage meines Lebens sind gezählt und mein früher heller Geist beginnt sich zu umnachten. — Die Schatten des Grabes haben ihn

gestreift. — Was räthst du mir, daß ich thun soll, ehe ich hinuntersteige zur Gruft meiner Väter?"

Hoch erhob der Barde jetzt sein Haupt und mit würdevoller Ruhe und feierlichem Ernste begann er:

„Du weißt, mein König, daß mein Mund nur spricht, was meine Seele denkt; als Wahrsinger habe ich gelebt, als Wahrsinger will ich sterben. — Bist du gewillt zu hören, was ich dir zu sagen habe, und wär's auch noch so schmerzlich für das Vaterherz, so will ich zu dir reden, wie die Wahrheit, die Göttin, zu der ich geschworen, mir's gebeut."

Stumm nickte der König mit dem Kopfe, und der Barde fuhr fort:

„Schon früh erkannte ich die Dämonen, die deines Sohnes Geist beherrschen, die ihn auf jene Abwege geführt, auf denen er heute wandelt, zu seinem eigenen Verderben und zum Unheile für diese blühende Stadt, wenn er heute oder morgen das Scepter über sie ergreifen und führen soll, er — der selbst noch einer Leitung und Führung so sehr bedürftig wäre. — Hochmuth und maßlose Selbstüberschätzung beherrschen ihn ganz und gar, und machen ihn unfähig, dem Volke einst das zu sein, was du ihm warst, ein guter und weiser König!

Und wie mir, so ist es wohl auch dir längst klar geworden, was deine Regentenpflicht, deine Sorge für das durch die Gnade der Götter dir anvertraute Gut, dir gebieten, ehe du hinuntersteigst aus dem Reiche des Lichts zu den Gefilden der Unterwelt, von denen es keine

Rückkehr mehr gibt. — Hart für das Vaterherz ist diese Pflicht, und schwer fällt es mir, dich daran zu mahnen — doch gebietet es mir die Gottheit, der ich diene. —

Nur ein Weg bleibt dir offen, woferne das gemeine Wohl dir höher steht, als dein Blut; berufe die Ältesten des Volks — übertrage ihnen alle Gewalt, und überstelle es ihrem weisen Ermessen, deinen Sohn zur Thronfolge zu berufen, sobald sie ihn als würdig hiefür erachten. — Nicht früher soll er deine Krone tragen, ehe er nicht die Irrwege, die er betreten, für immer verlassen hat, und jene Bahnen wandelt, die ihm durch dein leuchtend Beispiel vorgezeichnet sind." —

Schmerzlich berührt durch diese Worte des Barden, versank der König in düsteres Hinbrüten — doch nicht lange währte es, und er hatte seine Fassung wieder erlangt. — Fest entschlossen entgegnete er: „Du hast wahr geredet, heute — so wie immer, und weise ist dein Rath! Er soll befolgt werden, ehe die kalte Hand des Todes mich berührt." —

Am folgenden Tage ließ er seine Kronräthe, die Volksältesten und die Hauptleute der Bürgerwehren, sowie den obersten Priester der Tempel in seinen Palast entbieten. — Auch der Thronerbe mußte auf sein Geheiß erscheinen. — Bleich zwar, doch aufrecht, im vollen Königsornat auf seinem Throne sitzend, empfing er die Notabeln der Stadt, sie also anredend:

„Ihr wißt, daß meine Tage gezählt sind, und daß die unerbittlichen Schicksalsschwestern heute oder morgen meinen Lebensfaden durchschneiden werden. — So lege

ich in eure Hände alle Gewalt, die ich als euer rechtmäßiger König besessen — übet sie in meinem Namen und in der Weise, wie ich sie gebraucht, bis ihr den Zeitpunkt gekommen erachtet, wo ihr sie mit vollem Vertrauen demjenigen übertragen könnt, den das Gesetz zu meinem Nachfolger auf dem Throne bestimmt." Und zu dem Prinzen gewendet, der trotzig und finster blickend, mit abgewandtem Antlitz dastand, sagte er: „Mein Sohn! füge dich in das, was meine Pflicht zu meinem schweren Herzensleid mir auferlegt — lerne gehorchen, ehe du regieren, dich selbst beherrschen, bevor du über Andere herrschen willst. — Mögen die Götter dich erleuchten!"

Bald darauf befiel den König eine todtenähnliche Ohnmacht, aus der er nicht wieder erwachen sollte. —

Nach der letztwilligen Anordnung des Königs hatten die Väter der Stadt die Regierung an sich genommen, und übten sie in seinem Geiste mit Gerechtigkeit und weiser Mäßigung.

Einem großen Theile der üppig gewordenen, nur dem steten Wechsel und der Genußsucht huldigenden Bevölkerung behagte aber dieses nüchterne, patriarchalische Regiment nicht; sie kümmerte sich viel weniger um die ernsten Angelegenheiten ihres Gemeinwesens, als um Thierhatzen und prächtige Schaustücke, und die Spiel- und andern schlechten Häuser waren besuchter von ihr als die Tempel. —

Der schlaue Prinz wußte sich, diesen Neigungen fröhnend, bald einen Anhang zu verschaffen und die mit der bestehenden Ordnung Unzufriedenen, deren es eine

große Menge gab, an sich zu ketten, um sie, bei sich darbietender Gelegenheit seinen selbstsüchtigen Zwecken dienstbar zu machen. —

Gerade zur selben Zeit waren die benachbarten wilden Volksstämme wieder sehr unruhig geworden, und ein ansehnlicher, reich befrachteter Güterzug war von ihnen weggenommen, und die zahlreiche bewaffnete Bedeckung niedergemacht worden.

Nicht genug an dem, rückten dieselben unter der Führung ihrer Häuptlinge zu großen Schlachthaufen vereint bis an die Thore der Stadt heran, ihr alle Zufuhr von Lebensmitteln abschneidend und die Bewohner mit dem Hungertode bedrohend. —

Die Aeltesten, den Ernst der Lage erkennend, riefen die streitbaren Männer der Zünfte unter die Waffen, und sandten sie unter ihrem bewährten Feldhauptmanne den Feinden entgegen. —

Kaum hatten sich aber die Thore hinter den Ausziehenden geschlossen, so brach in der Stadt selbst ein blutiger Aufstand los. — Bewaffnete Banden durchzogen die Straßen, bemächtigten sich aller wichtigen Punkte, warfen die Häupter der Regierung in die Kerker, und riefen den Prinzen zum Könige aus, der unter großem Gepränge den Thron bestieg und sich unter dem Beifallsgejohle des Pöbels die Krone auf das Haupt setzte. Gelder aus dem öffentlichen Schatze wurden unter das Volk vertheilt, Feste veranstaltet und der Sinnenlust der rohen Menge geschmeichelt, während der bessere Theil

der Bevölkerung den Ereignissen ihren Lauf lassend, sich scheu zurückzog. —

Vor den Mauern der Stadt hatte sich zwischen den ausgerückten Bürgerwehren und den sich fortwährend verstärkenden Heerhaufen der Feinde ein blutiger erbitterter Kampf entsponnen, der mit abwechselndem Glücke den ganzen Tag über währte, und endlich mit der gänzlichen Niederlage der Ersteren endete.

Bei aller Tapferkeit war es ihnen doch nicht möglich gewesen, sich gegen die feindliche Uebermacht zu behaupten, und die Eilboten, die sie um Verstärkung nach der Stadt entsandten, wurden schnöde abgewiesen. — So blieb diesen Braven nichts übrig, als der Kampf auf dem Schlachtfelde und der Tod auf ihrem Schilde. —

Und dies war es ja gerade, was der König wollte, da die Rückkehr dieser Tapfern seiner Herrschaft ein rasches Ende bereitet haben würde. — Um sich nach Innen und Außen Luft zur Befestigung seiner durch den niedrigsten Verrath erlangten Gewalt zu verschaffen, verschmähte er es nicht, mit den Häuptern der barbarischen Sieger in Unterhandlung zu treten und sie durch reiche Geschenke und die entehrende Verpflichtung eines jährlichen Tributs, zum Abzuge von der Stadt zu vermögen. —

Diese traurige That des Königs wurde von seinem Anhange als eine staatsrettende gepriesen und in alle Himmel erhoben — nur der einsame Siedler in seiner Schlernklause schüttelte unmuthig sein weißgelocktes Haupt, als er vernahm, was sich in der Spanne Zeit, seit dem

Tode seines königlichen Herrn und Freundes zugetragen. — Zornig griff er in die Saiten seiner Harfe und ihre Akkorde brausten durch die Luft hin, wie Sturmeswehen bei einem heranziehenden Ungewitter.

Von Schmeichlern umlagert und unzugänglich für die Stimme der Wahrheit — hochmüthig und prachtliebend, hielt der junge König einen glänzenden Hofstaat, und während die Besten des Volks in den Kerkern schmachteten, gab er seinen Anhängern Feste auf Feste und schwelgte mit ihnen in üppigen saturnalischen Gelagen. —

Furchtsam und argwöhnisch, wie alle Tyrannen sind, erließ er ein Gesetz, das allen Bürgern und Zünften bei Todesstrafe das Tragen von Waffen untersagte. — Dagegen hielt er eine zahlreiche bewaffnete Macht aus fremden Miethlingen, die unter dem Befehl eines seiner Günstlinge gestellt, in abgesonderten Gebäuden untergebracht waren und seinen Palast und die Thore der Stadt bewachen mußten. — Alle Stellen und öffentlichen Ämter besetzte er mit seinen Creaturen, die sich bereicherten, während Handel und Gewerbe darniederlagen und das hungernde Volk zu murren begann. — Immer schroffer machte sich der Unterschied zwischen jetzt und einst fühlbar, aber zu spät erkannte die bethörte Menge, welch' gefährlichen Feind des öffentlichen Wohls sie auf den Schild erhoben hatte. — Sie suchte Trost und Erhebung in den Tempeln, doch die Priester waren keine Wahrsinger — sie donnerten nur, wenn die Opfergaben nicht reichlich genug flossen, von der Verderbtheit der

Zeit und dem Zorne der Götter. — In dumpfer Verzweiflung stürzte sich das Volk der Trunksucht und anderen Lastern in die Arme, sich in ihrem ecklen Schlamme wälzend, und endlich völlig darin versinkend. —

Der König lebte aber in Saus und Braus mit seinen Günstlingen und ihren Frauen. Jeder Tag brachte ein neues Fest, und als ob des Reichthums kein Ende wäre, ließ er für seine zahlreiche Leibwache goldene Helme und Rüstungen anfertigen, und sie in kostbare Gewänder kleiden. — Seine Genußsucht wuchs mit jedem Tage, noch mehr aber sein Hochmuth, der keine Grenzen mehr kannte. —

Als die Abgesandten jener Häuptlinge bei ihm erschienen, um den Tribut in Empfang zu nehmen, ließ er ihnen statt des Goldes einen todten Hund darreichen und sie mit Ruthen aus den Thoren der Stadt peitschen.

Doch die Antwort auf diesen blutigen Schimpf ließ nicht lange auf sich warten.

Wie die Wogen der zürnenden See wälzten sich die feindlichen Heeresmaßen von allen Seiten auf die Stadt heran, und bald sah sich der König wieder enge eingeschlossen. — Doch sein früher erprobtes Auskunftsmittel schlug diesmal gänzlich fehl — die Häuptlinge hatten der Stadt den Untergang geschworen, und bereiteten alles zum Sturme auf ihre Mauern und Thore vor. —

In der Stadt und am Hofe des Königs herrschte Rathlosigkeit und Verwirrung; die feigen Miethtruppen wollten nicht gegen den Feind marschieren, und das Volk, der Waffen entwöhnt und moralisch tief gesunken, küm-

merte sich wenig um die öffentlichen Angelegenheiten, und ließ mit stumpfem Gleichmuthe den Dingen ihren verhängnisvollen Lauf. —

Und was that der König, das drohende Unheil zu beschwören? Er ließ die in den Kerkern schmachtenden Stadtweisen, ehrwürdige, silberhaarige Greise zur Richtstätte schleppen und den zürnenden Göttern opfern, um sie zu versöhnen. — Darauf gab er noch am selben Abende in den hell erleuchteten Räumen seines Palastes ein glänzendes Gastmahl, wozu alle seine Bevorzugten mit ihren Frauen und Töchtern erschienen waren.

Mit strahlendem Antlitze, in gold- und juwelenschimmerndem Kleide, einen Blumenkranz auf dem Haupte, saß er da zwischen den liebeschmachtenden Schönen, mit ihnen kosend und scherzend, und ihnen den Becher mit dem perlenden Weine kredenzend, als ahnte er gar nicht das nahe Ende seiner kurzen Macht und Herrlichkeit. — Süße Düfte durchwallten den Saal, und die schmeichelnden Töne einer sinneberückenden Musik durchrauschten seine Räume.

Da plötzlich trat tiefe Stille ein, und alle Blicke richteten sich nach dem Eingange, dessen Flügel sich weit geöffnet hatten. — Eine hohe, ehrwürdige Gestalt im langen, weißen Gewande, eine Harfe im Arme, kam in würdevoller Haltung hereingeschritten und trat dem Könige gerade gegenüber.

Es war der greise Barde — der Siedler von der Schlernklause!

Tiefer Ernst und feierliche Ruhe drückten sich auf seinem Antlitze aus, als er zu sprechen begann:

„Höre, o König! was ich dir im Namen der Gottheit, der ich diene, zu verkünden habe, ehe ich dahin gehe, wo aller Trug endet, und die Wahrheit ihre ewige Heimstätte hat:

Die Götter, die du in frevelnder Verblendung zu versöhnen wähntest, indem du die besten und edelsten Bürger dieser Stadt grausam hingemordet, sie sind nicht versöhnt — sie verabscheuen dich! Das Volk hast du verrathen, seine Freiheiten vernichtet, seine Wohlfahrt zerstört — und im grausamen Uebermuthe beschworst du Unheil und Verderben herauf über diese einst so blühende und glückliche Stadt. — Doch die Tage deiner Herrschaft sind gezählt — ruhmlos, wie sie begonnen, werden dieselben enden, dies verkünde ich dir im Auftrage meiner Gottheit — als ihr letzter Wahrsinger!"

Ein unheimlich Grauen befiel die Anwesenden bei diesen Worten des Barden, und alle Augen richteten sich nach dem Könige, der trotzig und zornig erregt von seinem Sitze aufsprang, und ihm höhnend zurief: „Hebe dich hinweg, Unglücksrabe — und störe mir nicht die Festesfreude durch dein widerliches Gekrächze!"

„Das Unheil ist da, noch ehe du deinen Freudenbecher geleert!" sagte ernst und kalt der Barde, und mit feierlicher Ruhe, wie er gekommen, schritt er wieder zum Saale hinaus; draußen aber schlug er an den Marmorpfeilern der Treppe seine Harfe entzwei, daß die Stücke weit umherflogen, und ein lautes dreifaches „Wehe!" entrang sich seiner schmerzerfüllten Brust. —

Ruhe und Gleichmuth heuchelnd, hatte der König wieder seinen Sitz eingenommen, und er gebot den Musikern weiter zu spielen; doch ehe sie begannen, drang eine andere, schreckliche Musik an die Ohren der entsetzten Gäste: Schlachtgetöse und wildes Kampfgeschrei dröhnte von den Straßen herauf, und todtenblaß stürzte das Gesinde herein mit dem Schreckensrufe: „Die Feinde haben die Mauern erstiegen — sie morden Jung und Alt!"

Und so war es auch. —

In allen Straßen und Häusern, selbst in den Tempeln, wohin das schreckensbleiche Volk sich flüchtete, floß das Blut in Strömen; der erbarmungslose Feind schonte kein Alter und Geschlecht. — Alle ohne Ausnahme würgte sein Schwert! — Ruhmlos, wie es der Barde verkündet, endete der König unter den Streichen der Barbaren, und die blühende Stadt, dem Erdboden gleichgemacht, sank für immer in Vergessenheit. — Wildes Steingetrümmer bedeckt die Stätte, wo sie gestanden, und darüber strecken die beiden Schlernzacken ihre Riesenfinger in die Luft, ein warnend Zeichen für jene Herrscher, die in ihrer geträumten Gottähnlichkeit die Stimme der Wahrheit nicht hören wollen. — —



Alräunchen.

Wer zu allen Tages- und Jahreszeiten, von früher Morgenstunde bis in die späthe Nacht im Sommer und im Winter den Wald durchstreift, dem kommt allerlei zu Gesichte, wovon sich andere Leute nichts träumen lassen, ungläubig den Kopf schüttelnd, wenn man ihnen von solch' seltsamen Dingen redet. —

Zu letzteren gehören wohl auch die eigenartigen, kaum spannlangen, über und über behaarten Geschöpfe, welche halb Pflanze, halb Mensch, ein räthselhaftes Dasein fristen. —

Es mag wohl geschehen, daß man da und dort im Walde auf eine Wurzel, oder einen dürren Ast stoßt, mit fast menschlicher Gestaltung; wollte man ein derartig Gebilde jedoch für eine „Alraune" halten, so würde man weit fehlschießen, denn solche findet man nicht am Wege, sondern man muß sie mit vielen Umständlichkeiten und Fährnissen in den einsamsten und verrufensten Gründen des Tanns aufspüren und in mitternächtiger Stunde ausgraben, wobei man die Begegnung mit den finsteren Gewalten nicht scheuen darf, die das

Beginnen mit aller Macht zu hindern trachten. — Wehe dem Unerfahrenen und Uneingeweihten, der solches unternehmen wollte, er würde seine Vermessenheit schrecklich zu büßen haben! — Wer aber das Glück und Geschick hat, so eine Alraune zu Tage zu fördern, und nach den vier Wänden seines Hauses zu bringen, der ist ein gemachter Mann, und braucht sich um des Lebens Sorgen nicht mehr viel zu kümmern, denn das Alräunchen kommt allen seinen Wünschen zuvor, und läßt ihn an nichts einen Mangel leiden, nur will es gehätschelt und getätschelt sein, und verträgt, äußerst empfindlich und nachtragend, keine Hintansetzung oder rauhe Behandlung seitens der Hausgenossen. —

* * *

Der Jäger Klaus, der oben an der Schlernklamm ein kleines Häuschen bewohnte, war so ein alter Praktikus, der in Allem, was im Walde kreucht und stiebt und fliegt, Bescheid zu geben wußte. —

Er hatte als tapferer Soldat unter den glorreichen Fahnen des Prinzen Eugenius gedient, und die letzte blutige Türkenschlacht vor Belgrad mitgefochten, worauf er seinen Abschied und die Bedienstung als herrschaftlicher Jäger, die schon seine Vorfahren inne gehabt, erhielt. —

Wenn er seine Pfeife schmauchend und ein Gläschen Wachholderschnaps neben sich, abends vor seiner Thüre saß, dann war er in der richtigen Verfassung, wo man

alles, was man zu erfahren wünschte, von ihm herausbekommen konnte. —

Sein Großvater, den er noch gekannt hatte, war ein berühmter Jäger und Schütze gewesen, und besonders bei den Wilderern dieser Gegend in großem Respekte gestanden, da er nach ihrer Behauptung „gefroren“, das ist kugelfest war. — Auch soll er im Besitze von Freikugeln gewesen sein, die ihm der wilde Wolfsschlucht-Jäger gegen Verpfändung seiner Seele verabfolgt habe. Dem war aber nicht so, und Klaus wußte das besser, denn der Ähnl hatte ja an den langen Winterabenden oft von seinen Erlebnissen im Walde erzählt, und von dem winzigen, haarigen Männlein, das er eines Morgens von dort heimgebracht und über Jahr und Tag bei sich im Hause gehabt habe.

Die Sache trug sich folgendermaßen zu:

Auf dem Heimwege von einem Rundgange durch sein Revier begriffen, kam er im Jungbrunnenthale spät abends an einer Waldlichtung vorüber, von den Köhlern und Holzfällern der „Hexenanger“ genannt. — Noch in einiger Entfernung hatte er im Zwielichte ein altes Weib bemerkt, das ihm abgewendet auf einem Baumstrunke saß und mit ihrem Stocke Zeichen in die Erde grub. — Als er näher herankam, war das Weib verschwunden, und eine mächtige Eule flatterte vor ihm auf, und rauschte, mit ihren Flügeln fast sein Gesicht streifend, an ihm vorüber. —

An dem Strunke, auf dem die Alte gesessen, waren aber drei Trudenfüße in die Erde gezeichnet und der

erfahrene Waidmann wußte, was das zu bedeuten habe. — Er zog sofort einen Kreis um dieselben, schnitt sich zwei Haselstöcke ab, und legte sie kreuzweise darüber, das Sprüchlein murmelnd:

„Rühre nicht an Kraut und Stein,
„Was darunter steckt, ist mein!“

In derselben Nacht, Schlag zwölf Uhr, war er mit Hauhe und Spaten am Platze, und begann seine Arbeit, worin er durch allerlei Vorkommnisse und schreckhafte Erscheinungen beirrt wurde. Als er zu graben begann, fieng der Mond, der früher hellleuchtend am Himmel gestanden, sich zu verfinstern an, und wurde endlich roth wie Blut. — Während sich vorhin kein Blättlein gerührt, heulte und sauste jetzt ein Sturmwind durch die Bäume hin, daß die stärksten Stämme sich bogen, wie schwankes Schilf. — Husch! jetzt fuhr ein „Alber“ (Feuermann) blitzschnell an ihm vorüber, und gleich darauf schwirrten ein paar Eulen an ihm vorbei, ihn mit ihren grünleuchtenden Augen groß anglotzend. —

Dem alten, erfahrenen Jäger war dies alles nichts Neues mehr, und verursachte ihm kein Gruseln. — Ein geheimes Grauen überlief ihn erst, als er weiter in die Tiefe grabend, plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, einen langen, hageren Gesellen vor sich sah, in grauem Lodenwamms und spitzem Hut, darauf eine Hahnenfeder flatterte. —

Mit gekreuzten Armen, ohne Gruß und Willkomm schaute ihm der Unbekannte bei seiner Arbeit zu, hellauf lachend, wenn die Haue klirrend an einen Stein fuhr,

oder der Spaten in dem schotterigen Grunde den Dienst zu versagen schien. —

Doch muthig und unverdrossen setzte der Jäger seine Arbeit fort, nicht achtend des Unheimlichen, der ihm, wie er wohl wußte, doch nichts anhaben konnte, da er ein geweihtes Amulet auf dem Leibe trug. —

Jetzt schien er endlich am Ziele zu sein, denn eine dünne, weinerliche Stimme rief von unten herauf: „Zieh, zieh — doch zerreiß mich nicht!“

Er griff rasch zu, und zog jenes kleine, über und über behaarte Männlein aus der Erde, das er schnell in seinem Waidsacke verbarg. —

Der Fremde war in diesem Augenblicke verschwunden; ein dämonischer Kreis von gräulichen, alten Weibern fuhr aber im wüthenden Reihen um ihn her, mit drohenden Geberden des Männleins Herausgabe heischend, um es in Stücke reißen zu können. — Gierig streckten sie von allen Seiten ihre Krallen nach ihm aus — doch in diesem Augenblicke ertönte von Sais herauf die Betglocke, und der höllische Spuck zerstob. —

* * *

Alräunchen saß nun wohlgeborgen im Hause des Jägers im Trockenen. —

Es hatte in der Stube hinter dem Ofen sein warmes Bettchen, und bekam dreimal des Tages gezuckerten Milchbrei vom besten Weizenmehle gekocht. —

Da es nicht gehen konnte, weil seine Beine unten in zwei Wurzeln ausliefen, so fertigte der Jäger ein

zierlich Wägelchen an, worin es sich selbst nach seinem Gutdünken umherrollen konnte. —

In den ersten Wochen schien ihm allerdings die Stubenluft nicht wohl zu bekommen — es aß nicht mehr und wurde schwach und hinfällig. — Dann mußte man es für einige Tage in einen mit Erde gefüllten Topf setzen, und es fleißig begießend, vor das Fenster geben, worauf es bald wieder frisch und munter wurde.

Es sprach nur äußerst selten, und auch dann nur wenige mühsam herausgestotterte Worte — doch schien es dem Gespräche seiner Umgebung ein reges aufmerksames Ohr zu schenken, und alles zu beobachten, was im Hause vorgieng. —

Wünsche, welche oft nur zufällig geäußert wurden, giengen stets pünktlich in Erfüllung, besonders wenn sie von Alräunchens Nährvater und Beschützer ausgesprochen wurden. — Bemerkte er gesprächsweise, daß ihm der Tabak im Beutel ausgegangen sei, so war der letztere sofort wieder mit dem allerbesten Knaster gefüllt. — Klagte er, daß kein Branntwein mehr in der Flasche wäre, so war sie im selben Augenblicke voll. — Hatte er seinen letzten Groschen ausgegeben, so lagen ein paar funkelnagelneue Thaler in seinem Schranke. — Weiter verstiegen sich die Wünsche des alten Waidmanns nicht; wären sie aber auch viel höher geflogen, so würde Alräunchen doch nicht säumig gewesen sein, sie zu erfüllen.

Dies war des Männleins gute Seite; doch hatte es auch seine Schlimmen — denn es war äußerst empfindlich und nachtragend gegen jede Hintansetzung und

Vernachlässigung, und konnte tagelang mocken und schmollen, wenn ihm etwas gegen den Strich gieng, oder es wurde gar vor Zorn blau im Gesichte, und verfiel in die heftigsten Zuckungen und Krämpfe. — Der leiseste Spott über seine Gestalt regte ihm die Galle auf, daß es krank wurde. —

Einmal hatte Hanna, des Jägers Tochter, vergessen, ihm das Bettchen aufzumachen, und frisches Linnen zu geben. — Darüber war nun Alräunchen sehr ungehalten und erbost, und wollte sich durchaus nicht besänftigen lassen, ein- über's anderemal zornig herausstotternd:

„Du dumm—dumme Hanne —
„Viel Prü—Prügel einmal von deinem Manne!"

Als sie eines Morgens übersehen hatte, den Brei zu zuckern, ließ es denselben unberührt stehen, und aß bis zum Abend keinen Bissen mehr, grollend und schmollend in einem Winkel kauernd. —

Es traf sich zuweilen, daß nach dem Abendessen, wenn Alräunchen bereits schlief, noch Besuch kam, und in der Stube musizirt und getanzt wurde. — Da vernahm man dann oft plötzlich ein zornig Gekreisch, und man sah das Männchen, sich die Haare und den Bart raufend, aufrecht in seinem Bettchen sitzen, wobei es Flüche und Verwünschungen ausstieß, wie ein betrunkener Kroate. —

Hanna glaubte Alräunchen eine absonderliche Freude zu machen, indem sie ihm ein hübsches Puppenkleidchen verehrte, um damit seinen haarigen Wannst, wie sie sich nicht eben fein ausdrückte, zuzudecken. —

Darüber wurde der Kleine aber so bitterböse, daß er plötzlich aus dem Hause verschwand, und nirgends mehr zu finden war. —

Mit ihm war manche Mühe und Plage, aber auch das Glück dahingegangen. —

Der alte Waidmann fiel auf einem nächtlichen Pirschgange über eine Felswand und blieb auf der Stelle todt. —

Hanna heirathete bald darauf einen Bergler von den benachbarten Höfen, der ein roher, dem Trunke ergebener Mensch war, und bekam von ihm, wie ihr Alräunchen prophezeit hatte, ihre richtige Tracht Schläge. —

Nach des Jägers Klaus Versicherung gab es noch zu seiner Zeit Alraunen in dem Tanne — doch war niemand mehr da, der es verstanden hätte, welche zu graben. — —



Das wilde Gejaide.

Wo wäre in den weiten deutschen Landen, von den letzten Ausläufern der Alpen bis hinauf zu den Dünen der Nordsee, und von den freundlichen Dörfern des Schwarzwaldes, bis zu den entlegenen Wohnsitzen der Pommern und Ostpreußen, ein Fleck Erde zu finden, der nicht von der „wilden Jagd" zu erzählen wüßte, die nächtlicher Weile mit Peitschengeknall und Rüdengebell in hoher Luft über Berg und Thal dahinfährt, den späten Wanderer schreckend, und die Ruhe der Todten störend. —

In Thüringen sagen die Mütter zu den Kindern, wenn sie nicht schlafen wollen:

„Geschwind, geschwind stecke
„Den Kopf unter die Decke,
„Der Haarbreiter kommt!"

Im Oberinn- und Lechthale heißt man es die „wüthige Fahrt", die durch sogenannte Kreuzhäuser zur einen Thür hinein, und zur andern hinausstürmend, Vieh und Menschen schreckt, doch niemanden ein Leid zufügt, es wäre denn, daß sich jemand mit verschränkten

Armen unter die Thüre stellen würde, der dann von den Unholden in Stückchen zerrissen würde. —

In den einschüchtigen Berghöfen am Fuße des Hauensteiner-Waldes, wo die alte Sagen-Chronik noch vielfach eine Heimstätte sich bewahrt, da redet man vom „wilden Gejaid", das vom Allerseelentage, bis zur Christwoche, vom Sulz- und Nonsthale herüberkommend, über den Tann hinjagt, und hinter'm Burgstall verschwindet. — Deutlich kann man durch das Stöhnen des Windes und durch das Geächze der vom Sturme gewiegten Bäume, das Halloh der nächtlichen Jäger, den Ruf der Hörner und das laute Gebell der Meute hören, und wer gerade nahe genug ist, wenn der tolle Schwarm durch die Luft vorüberrast, der kann wohl auf einen Augenblick den „Putz" sehen, der als wilder Jäger auf schwarzem, fünfbeinigem Rosse voran reitet und den Sturmwind übertönt, wenn er mit seiner schrillen, schrecklichen Stimme ruft:

„Hussah, hussah, tralalah —
„Daß mir niemand komme nah!
„Was auf meinen Weg ich find'
„Würg' ich Mann und Weib und Kind!
„Halalodri, tralalah —
„Daß mir niemand komme nah!" —

* * *

In einer stürmischen Novembernacht hörte der Bauer im Ratseser-Hof seinen großen Hund jämmerlich winseln und heulen. — Er steckte den Kopf zum Fenster heraus —

da sah er das wüthige Gesinde ganz nahe über ihn durch die Luft daherjagen. — Eine Stimme rief:

„Fahr' mit, fahr' mit!"

während eine andere kläglich antwortete:

„Ich kann ja nit — der große Bock hat mich abgeschmissen!"

Am folgenden Morgen sah er seinen Knecht mit verrenktem Beine umherhinken; er selbst hatte aber einen dickgeschwollenen Kopf, wurde bettlägerig, und starb am „matten Tisel".

* * *

Drei lustige Berglerburschen waren einmal spät nachts auf dem Heimwege nach ihren Höfen. — Sie hatten zu viel vom Heurigen erwischt, und johlten und sangen ein Trutzliedel nach dem andern. — Als sie am Kirchhofe vorüber kamen, sauste und brauste es plötzlich über ihren Köpfen hin, als flatterten mächtige Raubvögel zu Hunderten an ihnen vorüber. —

„O weh — das wilde Gejaide!" schrie der Erste, und warf sich mit dem Gesichte auf die Erde hin. — Der Zweite schaute, die Hände in den Hosentaschen, lachend in die Luft. — Der Dritte ließ aber einen gellenden Juhschrei los. —

Da rief eine wilde schreckliche Stimme:

„Den Ersten find i —
„Den Zweiten schind i —
„Den Dritten reiß i zu tausend Fetzen!"

Und so geschah es auch; während der Eine von den drei Burschen mit dem bloßen Schrecken davon kam, sah der Andere, an Gesicht und Leib zerkratzt und zerschunden, wie ein Exce homo aus, und vom Dritten fanden sich nur mehr, weit umher zerstreut, vereinzelte unförmliche Theile seines Körpers vor. —

* *
*

Tief im Walde stand eine einschichtige Hütte; d'rin wohnte eine häßliche, bucklichte Alte mit brennrothem Haar und triefenden Augen. — Man nannte sie die Gais-Ul, denn ein paar Ziegen, von deren Milch sie sich kümmerlich nährte und das armselige Häuschen waren ihr ganzer Besitz. —

Obwohl ihr Niemand etwas Uebles nachsagen konnte, so war sie doch gefürchtet und gemieden, weil sie im Verdachte stand, eine Hexe zu sein, und mit dem Putz ein Bandel zu haben.

Ein Holzknecht hatte sich eines Tages bei seiner Arbeit so verspätet, daß es bereits stockfinster war, als er an der Hütte vorüberkam. — Da es arg windete und witterte, und er drin ein gastlich Licht erblickte, gedachte er die Nacht da zuzubringen, um mit dem Frühesten wieder am Fleck zu sein. —

Als er eintrat, saß die Alte, eifrig in einem alten Buche lesend, am Tisch — den Gast gar nicht beachtend, der sich mit einem kurzen Gruß ihr gegenüber niederließ. —

Nach geraumer Zeit erst schaute sie auf und als sie den Angekommenen gewahrte, schlug sie das Buch zu, und murmelte einen Spruch, den dieser nicht verstand. — Darauf erhob sie sich, und fragte nach seinem Begehren. — Als sie sein Anliegen hörte, sagte sie: „Es wird mir schwer, dir ein Lager zu bieten, wie sich's für einen Gast schickt — überdies erwarte ich noch andern Besuch diese Nacht, und möchte nicht, daß man dich hier fände."

Ein Schauer überlief den Gast bei diesen Worten und er bereute es, diese Schwelle betreten zu haben. — Doch ließ er sich nichts anmerken und erwiederte treuherzig, sie möge seinetwegen keine Umstände machen — er könne ja ganz unbemerkt oben am Ofen auf der Pritsche liegen. —

„Das magst du thun!" sagte sie — „da du aber einmal mein Gast bist, so muß ich sorgen, daß dir nicht Uebles bei mir befahre." —

Sie schlug nun wieder das Buch auf, blätterte darin hin und her, und las mit lauter Stimme eine ihm unverständliche Beschwörungsformel herab. — Darauf bestrich sie ihm Gesicht und Hände mit einer Salbe, und befahl ihm, er möge sich jetzt auf's Ohr legen und sich ruhig verhalten, komme, was da wolle. —

Nicht lange, so ließ sich ein lautes Gejohle und Peitschengeknall vernehmen, und der schrille Ton von Hörnern klang wild und schauerlich durch die dunkle Nacht. — Wie der Sturmwind sauste es jetzt über's Hüttendach dahin, daß dem Gaste hinterm Ofen alle

Haare bergan standen, und er vor Angst zitterte, wie ein Espenlaub. —

Mit Gepolter traten drei ungeschlachte, wild aussehende Männer mit schwärzlichen Gesichtern und struppigen Bärten ein, und setzten sich um den Tisch her. —

Sie trugen zottige Bocksfelle über dem Rücken, und breitkrämpige Hüte, die mit Tannen- und Mispelzweigen und allerlei Federnschmuck abenteuerlich aufgeputzt waren.

Der Vornehmste von ihnen hatte ein großes Jagdhorn und eine Schnur umhängen, daran Kinderzehen und Kinderfingerchen in doppelter Reihe angefaßt waren. —

„Was habt ihr gejagt?" fragte er die beiden Genossen. —

„Wildtauben!" entgegnete der Eine, indem er ein halbes Dutzend davon, alle mit goldglänzenden Ringlein um den Hals, auf den Tisch hinwarf.

Der Andere legte ein blutiges unförmliches Stück Fleisch dazu, und rief lachend: „Da ist der Rücken von einem zweibeinigen Rehlein, das ich oben am Saligengrund zerrissen — es wird ein leckerer Bissen sein!" —

Der Erste fügte dann noch die Schnur mit den Fingerchen und Kinderzehen dazu und herrschte zur Alten: „Siede, brate, koche — aber laß nichts überlaufen, sonst geht es dir an den Kragen!" Diese schürte in der Küche ein mächtig Feuer an, steckte die Tauben an den Spieß, und that das andere in einer großen Pfanne über. — Als es brav schmorte, kochte und briet, stand der Erste auf, und in der Stube umherschnoppernd, rief er: „Ich wittere noch ein Stück Menschenfleisch, weiß aber nicht,

ist's Mann, Weib oder Kind?" Der Gast auf der Pritsche schwitzte kalten Schweiß, als der Unhold an ihn herantrat — und jetzt — und jetzt vermeinte er von ihm in Stücke zerrissen zu werden. — Da kam die Alte herein und eiferte: „Laßt mir doch meinen Gespons in Ruh — er ist alt und krank, und sein Fleisch taugt zu nichts!" — In diesem Augenblicke hörte sie, wie am Herd alles überlief; sie stürzte eilig hinaus — da hatte der Wilde sie schon beim Genick erwischt und ihr dasselbe auf einen Ruck herum gedreht, daß sie leblos wie ein Klotz auf den Boden hinfiel.

Die drei Männer stürmten alsdann auf und davon — im Vorübergehen dem hinter dem Ofen Versteckten noch ein Ohr abschneidend, indem sie riefen:

„Das Nächstemal das andere und den Kopf dazu!"

* * *

Das „wilde Gejaide" war von jeher auch der Verkünder von Krieg und andern Drangsalen, und wo es ein Morden, Brennen und Sengen gab, sagten die Unholde es an, oder sie halfen selbst mit bei der Hetze.

Zur Zeit des Bauernrummels, als es dem Adel in seinen Schlössern und Edelsitzen an den Kragen gieng, war des grausen Spuck's kein Ende mehr. — Nacht um Nacht fuhr die wilde Jagd heulend und johlend in wilder Nacht dahin, und wo sie sich hören ließ, gieng irgend ein Schloß oder Herrnhaus in Flammen auf. —

Vom Grödnerthale war so ein wüthender Schwarm mit Spießen und Morgensternen herübergekommen und

machte an einer verlassenen Sennhütte kurze Rast, berathschlagend, wohin es nun gehen solle. — Es war eine pechschwarze Nacht, und der Sturmwind heulte schaurig um das Hüttendach und über den verödeten Kamm des Burgstall hin. —

Während die Einen hin-, die Andern herredeten, hörten sie über ihren Köpfen ein Sausen und Brausen, und eine wilde Stimme rief: „Hussah ho — auf nach dem Hauensteiner Schlosse!" Da ward die Rotte plötzlich einig, und als sie hinunterstürmte durch den finstern Tann, da hatten sich ihr drei fremde Männer beigesellt, die mit brennenden Fackeln voranschritten und den grimmen Bauern den Weg zum Schlosse wiesen, dem sie den rothen Hahn auf's Dach steckten. —

* * *

Als die Schweden in's Land fielen, gieng auch „das wilde Gejaide" vor ihnen her, und ein unbekannter Mann auf schwarzem Roß erbot sich ihnen als Wegweiser, die Finger und Zehen der von den Soldaten aufgespießten Kindlein zum Lohne sich bedingend. —

* * *

Während der Franzosenkriege zog einmal nächtlicherweile eine starke Abtheilung feindlicher Blauröcke mit Wagen und Geschützen, über die Saiser Alpe kommend, dem Hauptthale zu. — Um ihren Marsch nicht zu verrathen, hatten die Soldaten die Räder und die Hufen

der Pferde mit Stroh umwunden und keiner von ihnen sprach ein Wort, denn sie fürchteten einen Ueberfall der allenthalben lauernden Bauern. —

Mitten im Walde angelangt, vernahmen sie auf einmal ein wildes Gejauchze und den schmetternden Ton von Hörnern, und der Führer der Truppe glaubte sich bereits schon vom Landsturme umzingelt. — Er ließ Halt machen und berieth sich mit den übrigen Offizieren, was da zu thun wäre. — Etliche riethen zu verzweiflungsvollem Widerstande — die Mehrzahl sah darin ein nutzloses Blutvergießen und verlangte, das Gewehr zu strecken. —

In diesem Augenblicke kam ein wild aussehender Mann von riesigem Wuchse auf den Führer der feindlichen Abtheilung heran und erbot sich die Truppe ungefährdet nach der nächsten Ortschaft zu geleiten. —

„Und was forderst du als Lohn?“ fragte der Offizier. —

„Nichts weiter, als daß ihr sengt und brennt, was Platz hat!“ —

„Das soll geschehen, sobald wir bei deinem Hause angelangt sind!“ entgegnete der rechtschaffene Soldat. —

Da schlug der Fremde eine hämische Lache auf — und weg war er, als hätte ihn die Erde verschlungen.

Die feindliche Abtheilung erreichte ohne weitere Gefährde ihre Station. —

* * *

„Jetzt hat man von dem „wilden Gejaide“ lange nichts mehr gesehen und gehört. —

Vielleicht hat es sich nach andern Gegenden gezogen, wo das Sengen und Brennen, und das Aufspießen der Kindlein noch im Schwunge ist. —



Der erzählende Rabe.

Weit umher lag alles in den tiefsten Winterschlaf versenkt. Wohin das Auge sich wenden mochte, begegnete es Schnee, und wieder Schnee! Die ernsten Tannen waren bis zu den höchsten Wipfeln hinauf verschneit. Am Boden lag er mannshoch, und jeder Vorsprung, jede Mauerzinne des verfallenen Hauensteiner-Schlosses war von ihm bedeckt. Dichtes Geflocke, vom Winde gepeitscht, wirbelte durch die Luft hin, zum alten noch den neuen fügend, und schwer über alle Berge herein hieng graues Gewölke, den freien Ausblick in die Ferne hemmend.

Heute, früher als sonst, begann es in dem düstern Tanne zu nachten, und von allen Seiten kamen, ihre gewohnten Schlafstätten aufsuchend, die Raben herangeflogen.

Ein dichter Schwarm umkreiste krächzend und schreiend eine der schlanken, hochaufgeschossenen Fichten, einen gar stattlichen Baum, auf dessen höchstem Gipfel sich der Oberälteste der schwarzen Schaar soeben niedergelassen hatte, gravitätisch umherschauend, während das junge Volk, ihm

so nahe als möglich, sich's auf den nächsten Zweigen zurecht zu machen suchte.

Da war eine Zeit lang große Unruhe, ein beständig Wechseln der Plätze, ein Kreischen, Flattern und Drängen um den bequemsten Standort für die Nacht — dann wurde es plötzlich stille, denn der Alte öffnete jetzt seinen Schnabel und fieng mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme zu erzählen an:

„Kinder!" sagte er, „heute ist mein Geburtstag, und ich bin jetzt volle fünfhundert Jahre alt. Es ist eine lange Zeit, seit ich flügge geworden und mir zum erstenmale die Welt aus hohen Lüften herab betrachten konnte.

Damals stand hier noch ein Wald, was ich einen Wald nenne — denn jetzt ist's nur mehr ein Busch. Die Bäume waren bärtige, von oben bis unten behaarte Riesen, und in den Gründen, wo jetzt kaum mehr ein Häslein zu sehen, weideten stattliche Hirsche und borstige Eber mit ihren Bachen. — In den zahlreichen Burgen und Schlössern aber, die jetzt meist wüst und öde liegen, hausten mächtige Geschlechter, und Männer in eisernem Gewande, mit langen Schwertern und Spießen, ritten da aus und ein. — Auch schöne Frauen in prächtigen, goldgestickten Kleidern, den Falken auf der Hand, jagten hoch zu Roß in den Gefilden umher, die vom Halloh der Jäger und dem lauten Gebelle der Rüden widerhallten.

Dort, wo das verwitterte Mauergetrümmer steht, erhob sich zu jener Zeit ein stattlich Herrenhaus mit hohen Giebeln und Zinnen. Dasselbe war nur von zwei

Schwestern mit ihrem Gesinde bewohnt, denen Schloß und Wald mit zahlreichen Höfen zu eigen gehörte, da die Eltern schon vor Jahren gestorben waren.

Beide, im blühendsten Alter stehend, waren von auffälliger Schönheit, aber so ungleich geartet, daß sie niemand für Schwestern gehalten haben würde. — Die Eine, und zwar die Ältere, die sie Waltrud nannten, war groß und kräftig gebaut, mit Augen und Haaren, so schwarz und glänzend, wie mein Gefieder da — doch eben so hochfahrend und herrisch, als sie schön war. Im Zorne begannen ihre Augen zu blitzen und zu funkeln, daß Alle im Hause ängstlich vor ihr zurückwichen, und ihre Stimme, sonst wohlklingend und einschmeichelnd, wurde dann scharf und schrill, als würde eine Feile über harten Stahl gezogen. — Die Jüngere, Elsbeth mit Namen, war um ein merkliches kleiner, als ihre Schwester, und von überaus zarter Art; doch war ihr Gesichtchen von unbeschreiblicher Schönheit und Anmuth, und wer in ihre frommen, tiefblauen Augen sah, glaubte in den Himmel zu schauen. Glänzendes, lichtblondes Haar fiel ihr in reichen Flechten über den Nacken.

Auch sonst war sie das Widerspiel ihrer Schwester, denn sie war von sanftem, fast schüchternem Wesen, und wenn sie sprach, glaubte man das Säuseln der Abendluft in den Wipfeln der Bäume zu hören, oder den Gesang der Amsel in lauer Frühlingsnacht.

Im Zwinger der Burg stand ein hoher Lindenbaum mit weitausgreifenden, weithin schattenden Ästen und Zweigen. Um den mächtigen Stamm, den drei Männer

wohl kaum umspannen mochten, lief eine Bank, und der Platz war mit schönem grünen Rasen belegt, worauf sich Geflügel und anderes Gethier lustig umhertrieb.

Oftmals saß ich oben in seiner dichtbelaubten Krone, umherspähend, was inner- und außerhalb des Schlosses vorgieng, und meinem forschenden Blicke entgieng nicht das geringste.

Während Waltrud mit ihrem Falkner, einem schmucken, kecken Gesellen von kaum zwanzig Jahren, zur Reiherbeize nach dem Tanne ritt, weilte zart Elsbeth allein, mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt, im Schatten des Baumes, und ihr Liebling, ihre einzige Freude, ein allerliebstes Täubchen mit glänzendem Silbergefieder, kam ab und zu auf ihre schneeweißen Schultern geflogen, Brodkrümmchen und Backwerk von ihrem süßen Munde naschend.

Da lauschte ich ihrem kindlich unschuldsvollen Geplauder mit dem girrenden, schmeichelnden Thierchen, das ich schier beneidete, und es tief beklagte, ein häßlicher, krächzender Rabe zu sein, der sich solcher Gunst wohl nimmer rühmen mag.

Waltruds Kurzweil war keine so unschuldige und harmlose, denn oftmals konnte ich gewahren, wie sie mit dem Falkner, der ein verliebter Fant schien, schäkerte und koste und verbuhlte Blicke wechselte, worüber ihr die sanfte, sittsame Schwester zuweilen schüchterne Vorstellungen machte, die sie jedoch mit beißendem Spotte zurückwies.

„„Warte nur, blöde Bethe!““ höhnte sie, „„wenn er mir leid wird, dann kannst du dich an ihn machen und mir deinen Tugendspiegel bis auf weiteres in Verwahr geben.““

Zart Elsbeth wurde ob dieser Rede über und über roth vor Scham und sittlicher Entrüstung, doch erwiderte sie kein Wörtchen, denn sie kannte und scheute Waltruds zornmüthigen, gewaltthätigen Charakter und mochte um alles in der Welt nicht mit ihr anbinden.

Einstmals, ziemlich spät von einem Jagdausfluge heimgekehrt, warf sich Waltrud rasch von ihrem Rappen und eilte in ihre Kammer hinauf, allwo sie sich einschloß und den ganzen Abend über vor niemanden mehr sehen ließ. Es mußte sich zwischen ihr und dem jungen Waidgesellen etwas Ungewöhnliches zugetragen haben, denn ihre Wange glühte und ihr Busen wogte ungestüm unter dem enganschließenden Sammtcorset, während der Jäger seinen Kopf höher als sonst trug, und die stolze Reiherfeder, welche noch beim Ausritte Waltruds Baret geschmückt hatte, nun keck und frei von seinem Hute flatterte.

„„Doch Weibergunst ist eitel Dunst!““

Dies sollte er bald zu seinem Schaden erfahren.

Als mit dem heranrückenden Herbste sich Gäste aus den benachbarten Schlössern auf der Burg einfanden, war Waltruds Benehmen dem Jäger gegenüber ein gänzlich veränderter: Wenn ihr Blick dem seinen begegnete, so war er stolz und gebieterisch, und wenn sie mit ihm sprach, so waren es nur Befehle; sie ließ den vorhin so

Begünstigten fühlen, daß sie seine gestrenge Herrin, und er nichts weiter als ihr Diener und Knecht sei.

Dies schien dem armen Gesellen sehr zu Gemüthe zu gehen, denn er ließ seinen Kopf wieder merklich sinken, gieng tiefsinnig umher und hatte allen Lebenmuth verloren.

Eines Tages erschien auch ein vornehmer schwäbischer Ritter auf dem Schlosse, der sich Hartwig von der Aue nannte, und, wie die Rede gieng, sich hoher fürstlicher Abstammung rühmen durfte.

Waltrud machte sich viel um ihn zu schaffen; sie ritt mit ihm zur Eberjagd, oder sie sang, indem sie mit kunstfertigen Händen die Laute schlug, irgend ein schmachtend Liebeslied, wobei ihre Augen versengende Blitze auf ihn schossen, daß der Gast wohl merken konnte, wem die leidenschaftlichen Ergüsse ihres Liedes galten.

Schüchtern und in sich gekehrt saß dann Elsbeth, seitwärts von den Beiden, bei ihrer Arbeit, und wagte kaum das Auge zu erheben, wenn der Ritter da und dort ein freundlich Wort an sie richtete. Woferne sie sich jedoch unbeachtet glaubte, streifte wohl ein flüchtiger, verstohlener Blick seine hochragende Gestalt und das kühne, männlich schöne Antlitz, und eine tiefe Röthe überflog dabei ihr liebliches Gesichtchen, als hätte sie sich auf verwegenen, unerlaubten Gedanken ertappt.

Herr Hartwig von Aue schien aber nur Auge und Ohr für Waltrud zu haben, deren gleißende Schöne ihn zu blenden, deren bestrickende Rede ihn zu fesseln und zu bezaubern schien.

Doch jählings sollte dies anders kommen, hört — wie es sich zutrug!“

Der alte Rabe reckte seine Fittiche und schüttelte sein schwarz Gefieder, und das junge Volk kam von allen Zweigen noch näher an ihn herangeflattert, um ja kein Wort von seiner Erzählung zu verlieren — worauf er weiter fuhr:

„An einem milden, sonnighellen Abende im Spätsommer — ich hatte soeben, von einem Ausfluge nach dem Thale zurückgekehrt, mein gewohntes Plätzchen oben in der Linde aufgesucht — da waren die Drei im Zwinger des Schlosses versammelt.

Der Ritter hatte eine Scheibe aufgestellt, um sich mit Waltrud im Armbrustschießen zu üben, während Elsbeth unter dem Baume auf der Bank saß und von bunten Astern und Imortellen, die sie in ihrem Gärtchen gepflückt, einen Kranz flocht.

Seitwärts von den Dreien, an eine Mauerzinne gelehnt, stand der Falkner, mechanisch auf den Seiten seines Spielzeuges klimpernd, und von Zeit zu Zeit einen finstern, vorwurfsvollen Blick auf Waltrud werfend, indem er die Worte vor sich hin murmelte:

„„Minneschwur und Lautenklang
Klinget süß, doch währt nicht lang!““

Das Fräulein hatte eben ihre Armbrust in Anschlag genommen und zielte scharf auf das Schwarz in der Scheibe, als Elsbeths Täubchen herangeflogen kam und

sich auf dem Giebel des Daches niederließ. — Schneller als der Blitz erhob Waltrud ihr Schießzeug, und von einem mordlustigen Gedanken erfaßt, jagte sie ihm den Bolzen durch die Brust.

Hell auf jauchzte sie, als das so grausam gemordete Thierchen herabgeflattert kam, und mit dem Tode ringend, gerade in Elsbeths Schooß fiel, als wollte es dort Schutz und Hilfe suchen.

Jammernd nahm diese ihren verblutenden Liebling auf, doch Waltrud riß ihr das Täubchen mit einem raschen Geiergriffe aus den Händen und drehte ihm flugs den Hals um.

„„Mein ist der Vogel!““ rief sie, indem sie ihre Beute triumphirend emporhielt, „„wer wollte mir, was ich mir ehrlich erschossen, streitig machen?““

Elsbeth wagte kein Wörtchen der Erwiederung, denn sie fürchtete einen weitern Ausbruch der Rohheit seitens ihrer gewaltthätigen Schwester; in ihren sanften Augen perlten aber ein paar große Thränen und rollten langsam über ihre Wangen herab.

Ein Blick, kalt und frostig, wie ich ihn vorhin nie bei dem Ritter gesehen, traf Waltrud — darauf näherte sich derselbe der still vor sich hin Weinenden, sie in seiner freundlichen, herzgewinnenden Weise ob ihres Verlustes zu trösten suchend.

Von der Seite her erklang aber eine helle Stimme, die da sang:

„„Laß rathen dir, Ritter fein,
Willst minnen und frei'n,
Muß das Blauaug' es sein,
Schwarzauge lügt —
Schwarzauge trügt —
Blauaug' allein,
Blauauge klar
Ist treu und ist wahr!““

Der Bolzen, mitten durch des Feindes Herz geschnellt, kann nicht tödtlicher sein, als der Zornesblick, den Waltrud auf den kecken Sänger schleuderte, und ich vermeinte, sie werde im selben Augenblicke sich auf ihn stürzen, ihm ihren Dolch in den Leib bohrend. — Doch ein heftiges Zittern befiel sie, und bis in den Mund erblassend, wankte sie in das Haus hinein.

Herr Hartwig aber ließ sich sein Pferd satteln und verließ noch in derselben Stunde das Schloß.

Als er über die Zugbrücke trabte, hörte ich ihn leise des Falkners Liedchen vor sich hin summen:

„„Willst minnen und frei'n,
Muß das Blauaug' es sein,
Schwarzauge lügt —
Schwarzauge trügt —
Blauauge klar
Ist treu und ist wahr!““

Seit jenem Abende waren Wochen vergangen, ohne daß der Ritter sich wieder auf der Burg sehen ließ. — Waltrud war übel gelaunt und ließ Gesinde und Thiere hren verbissenen Unmuth fühlen. Nur dem Jäger be=

gegnete sie wieder mit gleißender Freundlichkeit und ritt häufiger als sonst mit ihm zur Rehpirsche nach dem Tanne.

Zart Else, zaghafter und scheuer als je, schien der Gefürchteten ängstlich aus dem Wege zu gehen, und zog sich fast den ganzen Tag über in ihr Erkerstübchen zurück, wo ich sie, an der Kunkel sitzend, von früh bis spät ihren Faden drehen sah.

Kein Täubchen kam aber kosend auf ihre Schulter geflogen — der silbergefiederte Liebling war ja todt!"

Wohl mochte sie noch immer um ihn trauern, denn oftmals ließ sie unter ihrer Arbeit das Köpfchen sinken, und schwermuthsvolle Gedanken schienen ihre Seele zu beschleichen und ihr Gemüth zu beängstigen. —

Nach einem ihrer Jagdausflüge war Waltrud allein zurückgekehrt. — Der Jäger war und blieb seither verschwunden, und niemand im Schlosse wußte, wo er hingekommen. — Mir jedoch blieb dies kein Geheimniß, denn der unserm Geschlechte angeborene Instinkt führte mich nach einiger Zeit nach einem entlegenen Grunde des Tanns, wo ich den Vermißten, schon der Verwesung nahe, im dichtesten Gestrüppe liegend, entdeckte. Waltruds Bolzen (den ich an der rothen Seidenschnur erkannte, womit das Ende geziert war) saß ihm tief in der Brust. — Mich dauerte das junge Blut, das der Rache eines teuflischen Weibes zum Opfer gefallen, und ich trug kein Verlangen, meinen Hunger an dem Todten zu sättigen, ihn dem andern Gethiere des Waldes zum Fraße überlassend. —

Endlich fand sich auch Herr Hartwig wieder auf dem Schlosse ein, und Waltrud versuchte es abermals, ihn zu kirren und mit ihren buhlerischen Künsten zu locken und zu fangen; doch sein Herz war gewappnet und gefeit gegen ihre Pfeile; es hatte sich ganz und gar der holden Elsbeth zugewandt, die seine zarte Werbung, wenngleich schüchtern, so doch mit heimlichem Entzücken aufzunehmen schien.

Waltrud war jedoch nicht darnach geartet, ihrer Schwester, die sie bisher so gänzlich beherrscht hatte, nachzustehen und ihr das Feld zu räumen.

Als sie merkte, wo die Dinge hinaus wollten (Eifersucht hat ein scharfes Auge), da ergrimmte sie bis zur wildesten Raserei, und ihr Sinn brütete Wuth und Rache.

* * *

Es war an einem jener trüben, nebelgrauen Tage, wie sie dem Spätherbste auf diesen Höhen voranzugehen pflegen, als ich nach der Aveglocke Waltrud ihren Rappen besteigen und in stürmischer Hast durch das Thor in den finstern Tann hinein jagen sah.

Im Schlosse mußte es erregte Auftritte gegeben haben, denn ich hatte kurz zuvor ihre schrille, zornerregte Stimme und Elsbeths leises, unterdrücktes Schluchzen gehört. — Ihre Wange glühte, ihr schwarzes Haar flatterte im Winde, und die dunklen Augen blitzten wild und unheimlich unter dem Sammtbarette hervor.

So stürmte sie dahin durch den schweigsamen, dämmernden Wald, und ich breitete meine beiden Flüge aus

und folgte ihr auf ihren einsamen, nächtlichen Wegen, wobei ich alle Mühe hatte, sie in dem dichten Gewirre der Bäume und Büsche nicht aus dem Gesichte zu verlieren.

Unter einer jener mächtigen Tannen, wie sie damals zu hunderten in diesem Reviere standen, machte sie endlich Rast, und ich ließ mich gerade über ihrem Kopfe auf einem Aste nieder, erwartungsvoll, was sie wohl beginnen werde.

Unschlüssig, wohin sie sich wenden sollte, spähte sie umher.

Es war schon fast Nacht geworden; Eulen und Fledermäuse huschten hin und wieder durch den Busch, und die Wildkatze stieß von Zeit zu Zeit ihren heiseren Schrei aus.

Da öffnete ich meinen Schnabel und begann das Liedlein zu krächzen, das der Falkner gesungen:

„„Schwarzauge lügt —
Schwarzauge trügt —
Blauauge klar
Ist treu und ist wahr!““

Heftig schrak Waltrud zusammen, und geisterbleich wurde ihr Gesicht, denn sie vermeinte wohl die Stimme ihres hingemordeten Buhlen zu hören; als sie meiner jedoch auf dem Baume gewahr wurde, griff sie hastig zur Armbrust, um mir mit ihrer mordgeübten Hand einen Bolzen zuzuschnellen. Schnell aber besann sie sich eines andern, und die Waffe sinken lassend, sagte sie in fast schmeichelndem Tone:

„„Höre, schwarzer Geselle! Hacke mit deinem spitzen Schnabel die beiden Blauaugen aus, die dem feinen Ritter so sehr gefallen, und bringe sie ihm zum Morgen-Imbiß — ich lasse für dich und deine ganze Sippe dafür zu einem fetten Kirchtags-Schmauße einen Hörigen henken.““

„Wohl begriff ich,“ fuhr der Rabe in seiner Erzählung fort, „worauf die Unholdin mit ihrer Rede hinzielte, und am liebsten hätte ich ihr gleich selbst die verrätherischen Schwarzaugen mit meinem scharfen Gewaffe ausgehackt; doch ließ ich ihr von meinem Unmuthe nichts merken und antwortete geschmeidig:

„„Gestrenge Herrin — du hast als ächte Rabenmutter für uns gesorgt, und wir sind dir zum Danke verpflichtet, denn an dem schmucken Jungen, der da drüben im Graben liegt, werden wir noch eine Weile zu zehren haben! — Doch an deiner Schwester Blauauge darf ich mich nicht vergreifen, nur die Todten sind uns nach dem ewigen Gesetze der Natur verfallen, an die Lebenden haben wir kein Anrecht.““

Finster starrte Waltrud eine Weile vor sich hin; der letzte Funke menschlichen Gefühls schien in ihr zu kämpfen gegen die wilden, rasenden Leidenschaften, die sie so gänzlich beherrschten — dann fuhr sie jäh empor, und ihr Blick war so graß und teufelisch, wie ich ihn vor- und nachhin bei keinem Menschenkinde mehr gesehen.

„„Sie soll nicht länger leben!““ rief sie mit jener schrillen, schrecklichen Zornesstimme, die durch Mark und Bein drang, „„denn sie hat mir meinen Buhlen

abtrünnig gemacht, den ich wieder gewinnen will, und müßte ich um ihn durch die flammende Hölle reiten!""

Da blitzte mir ein Gedanke auf, der mir als ein glücklicher erschien, um die verderblichen Anschläge der bösen Trude auf zart Elsbeth zunichte zu machen und ihr für immer ihr teuflisches Gewerbe zu legen. — Ganz nahe an sie heranflatternd, flüsterte ich ihr ins Ohr:

„„Ich kenne ein Kräutlein — da oben an den Wänden des Schlern wächst es, Teufelsabbiß nennt man es. — Ein Blättlein davon in des Ritters Wein gethan, wird denselben in der glühendsten Liebe zu dir entbrennen machen — die Blüthe unter Elsbeths Schlummerkissen gelegt, bringt ihr Wahnsinn und Tod.""

„„Und kannst du mir das Wunderkraut verschaffen?"" forschte sie.

„„Du mußt es mit eigener Hand pflücken,"" sagte ich, „„sonst verliert es seine zauberkräftige Wirkung! Sieh dort den Mond, bleich und trüb über'm wilden Kar emporschwebend; morgen um Mitternacht wird er voll sein. Dann läßt er seinen Thau auf das Kraut fallen, der ihm seine Zauberkraft verleiht. — Bangt dir nun nicht vor dem Wege über die schwindelnden Wände und die schauerlichen Abgründe, und willst du die Schrecken der Nacht da oben im öden Gebirge bestehen, so harre morgen um diese Stunde meiner vor dem Thore des Schlosses — dann will ich dein Führer sein.""

„„Du findest mich am Platze —"" rief sie, „„ich scheue nichts, und ginge es durch die unterste Hölle!""

Damit gab sie ihrem Rappen die Sporen und jagte durch Nacht und Nebel nach dem Schlosse zurück.

Am darauffolgenden Tage zur festgesetzten Stunde fand ich mich vor dem Schlosse ein und ließ mich auf einem Pfeiler der Zugbrücke nieder.

Es war schon dunkle Nacht, und der Wind heulte um die Giebel der Burg uud jagte ein Heer von Wolken vor sich hin, die den Mond ab und zu verfinsterten. Die alten Tannen ächzten und stöhnten, und der Uhu ließ von Zeit zu Zeit seinen schauerlichen Ruf vernehmen.

Unter dem Thore lehnte, in ihren Mantel gehüllt, eine dunkle Gestalt, die mich zu erwarten schien — es war Waltrud.

Sie sah noch erregter und verstörter als am vorhergegangenen Tage aus, und ihre Augen glühten unheimlich und schreckhaft — eine wilde, unbändige Leidenschaft schien in ihr zu toben und sie völlig zu verzehren. — Leichenblaß war ihr sonst so blühendes Gesicht.

Fast wollte mich eine Regung des Mitleids für die Unglückselige beschleichen, doch ich gedachte ihrer Unthat an dem harmlosen Täubchen und an dem armen, bethörten Gesellen — ihres tödtlichen Hasses gegen zart Elsbeth, und beschloß, dem Schicksale seinen Lauf zu lassen.

„„Du siehst, ich bin bereit!““ sagte ich.

„„Fliege nur voran — ich folge dir!““ entgegnete sie.

Da breitete ich meine Fittiche aus und flatterte von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, über den

zeitweilig vom Monde erhellten Pfad vor ihr her, und sie folgte mir stundenlange kreuz und quer durch den Wald, bis wir denselben im Rücken und das schroff ansteigende Gewände vor uns hatten.

Wir standen am obern Ende der Schlernklamm, und ich lockte sie, von Stein zu Stein vor ihr herhüpfend, immer tiefer in das wildeste Geschröffe hinein, und sie stieg mir muthig und unverzagt nach, obwohl ihr leichtbeschuhter Fuß auf dem glatten Bürstengrase häufig ausglitt, oder an den scharfen Kanten der Steine sich blutig ritzte, wobei sie einen dumpfen Schmerzenslaut, oder einen jener Flüche ausstieß, wie sie ihr bei ihren Zornesausbrüchen nicht selten entschlüpften. — Nur da und dort einmal hielt sie inne, tiefen Athem schöpfend aus hochwogender Brust, und scheu umherblickend, als der Anstieg immer beschwerlicher wurde, und die thurmhohen Abgründe zu ihren Füßen gähnten.

So gieng es immer höher die steilen, fast senkrechten Wände hinan.

Ein heftiger Windstoß hatte sich erhoben und fuhr mit solcher Gewalt über den Kamm des Gebirges hin, daß Waltrud sich mit aller Macht an den Fels klammern mußte, um nicht in die grause Tiefe zu stürzen. — In diesem Augenblicke tauchte des Mondes volle Scheibe hinter dem Gewölke hervor, das schauerliche Steingewände beleuchtend, und zum Erstenmale gewahrte ich, daß ihre Füße wankten und ein heftiges Zittern ihren Körper befiel."

Der Thürmer unten im Schlosse rief jetzt mit lauter Stimme die zwölfte Stunde aus.

Der Rabe hielt in seiner Erzählung inne und spähte scharfen Auges im Kreise umher, ob das junge Volk noch mit ungeschwächter Aufmerksamkeit seiner Rede folge. — Nachdem er sich dessen vergewissert, beendete er seine Märe:

„Seht Kinder! dort wo jener dünne Nebelstreif inmitten der hohen Schlernwand sich hinzieht, ließ ich mich auf ein vorspringendes Felsstück nieder und sagte zu Waltrud:

„„Wir sind zur Stelle! — Am äußersten Rande jenes überhängenden Steines winkt dir das Kraut; doch merke wohl — pflückst du es, so bist du mit Leib und Seele den finstern Mächten verfallen, denn so wie du jetzt zart Elsbeth zu verderben trachtest, wirst du selbst dem ewigen Verderben preisgegeben sein!““

Nur einen Augenblick zögerte sie — dann warf sie sich mit dem Ausrufe: „„Sie soll nicht leben!““ auf das Kraut, es hastig sammt den Wurzeln aus dem Boden reißend. — Doch der Schwindel erfaßte sie jetzt mit aller Macht — ein gräßlicher Aufschrei durchdrang die Luft — und kopfüber stürzte sie hinunter in die unermeßliche Tiefe.

Als ich später zur Stelle kam, wo in einer Felsenkluft ihr zerschmetterter Körper lag, da fand ich schon einen Schwarm Krähen um die bereits Verwesende ver-

sammelt; sie hatten ihr die beiden Schwarzaugen ausgehackt und letzten sich an ihrem Gehirne.

Ich mochte ihnen ihre Mahlzeit nicht streitig machen, denn ich fürchtete davon vergiftet zu werden! — —

Was sich weiter noch begab, ist kurz gesagt: Zart Elsbeth trauerte eine Weile um die verlorene Schwester, deren grausig Ende ihr jedoch verborgen blieb.

Dann gab sie Herrn Hartwig von der Aue ihre Hand und folgte ihm als sein holdselig Weib nach dem fernen Schwabenlande."

Als der alte Rabe seine Erzählung beendet hatte, war es schon ziemlich spät geworden, und das junge Volk steckte, dem Gehörten nachsinnend, die Köpfe unter die Flügel und schlief allgemach darüber ein.

Dann wurde es stille im Tanne, so stille — daß man das leise Geräusch vernehmen mochte, welches der von den Bäumen niederrieselnde Schnee verursachte.



Rast im Walde.

„Im Walde möcht' ich ruhen,
„Im Walde ganz allein,
„Da möcht' ich leben und sterben,
„Und auch begraben sein! —

Es gibt so viele Menschen in der Welt, die mit schwerer Bürde belastet durch das Leben wandern. — Absonderlich in unsern abgelegenen, unwegsamen Gebirgsthälern, wo Humus und Erde das steile Feld hinangetragen und der tägliche Lebensbedarf für Menschen und Vieh im Rückkorbe herbeigeschleppt werden muß, da bringen die Leute von ihrer frühesten Jugend bis zum späten Alter ihre Last nicht vom Rücken. — Und doch hört man sie nicht murren und klagen — geduldig schleppen sie im Sonnenbrand, in Regen, Sturm und Schnee, des Lebens Mühesal weiter, und begegnen sie einander mit ihrer hochbeladenen Krücke auf einsamen Wegen, so sagen sie sich nur so im Vorübergehen:

„Zeit lassen!" (nicht übereilen), antwortend: „Grad stat!" (fein gemächlich).

Wenn es jedoch gute Bekannte sind, so bleiben sie wohl zu einem kurzen „Hoangert" (Heimgarten) für

einige Minuten bei einander stehen, sich eine frische Pfeife anstopfend und von ihren Angelegenheiten plaudernd.

Es gibt aber auch gewisse bestimmte Plätze, vornämlich an Kreuzwegen im Walde, wo am Stamme eines schattenden Baumes ein Kruzifix und ein Betstuhl zur Andacht und Rast einladen, wo keines dieser Schwerbeladenen vorübergeht, ohne abzustellen und eine kurze Zeit da auszuruhen. —

„Rasten!“ das ist das Losungswort der überbürdeten Menschheit, die Zauberformel, die ihm das Paradies erschließt — der Inbegriff aller Glückseligkeit. — Nach der Rast am Feierabende, wenn die Vesperglocke ruft, sehnt sich der Hartarbeitende nach den Mühen des Tages, der Schwerbeladene nach zurückgelegtem, beschwerlichem Wege, wenn er im Abenddufte die Kirchthurmspitze des heimathlichen Dörfchens erblickt. — „Morgen kann ich rasten!“ denkt er sich, wenn er nach den Mühen und Plagen einer ganzen langen Woche daheim am lodernden Herdfeuer sitzt und still vergnügt seinen Knaster schmaucht. —

Nach seiner Vorstellung von der Wonne des Himmels besteht dieselbe darin, daß man da allzeit rasten könne!“ —

* * *

So ein Plätzchen zur Rast, wie man sich's traulicher und wohliger nicht mehr denken konnte, fand sich zur Zeit, da der alte Wald noch gestanden, an einem jener wenig betretenen Seitenwege, die von dem einschichtig

gelegenen Gstatschhofe mitten durch den dichtesten Tann nach den tiefer liegenden Gehöften führten. —

Eine Gruppe stämmiger Föhren hatte ihre knorrigen Äste an der Stelle so enge verschlungen, daß sie über einen moosbewachsenen, zu einem bequemen Sitze gestalteten Steinblock ein schirmend Dach bildeten. Nicopodien und andere Flechten deckten weithin den Grund, der zwischen den schlanken Stämmen des Nadelholzes im dunkelsten Blaugrün verlief. —

Hier mochte man stunden- ja tagelang in den dämmerigen Schatten der Bäume verweilen, ohne daß ein profaner Laut die hehre Waldesruhe störte, die hier herrschte. — Höchstens daß da und dort einmal der Specht die tiefe Stille mit seinem Rufe unterbrach, oder daß aus dem entlegenen Thale herauf vom Lufthauche emporgetragen, ein fern Geläute an das Ohr drang. —

Von der ersten Hälfte des Juni an, wo die Sennen die Almen oben zu beziehen pflegen, bis zur zweiten Woche nach Maria Geburt, wo die letzten Heerden heimgetrieben werden, konnte man früh morgens und spät abends jeden Wochentag ein steinalt Männlein mit hochbeladener Krücke hier vorüberkeuchen sehen. —

Auf dem Steine da machte der Arme regelmäßig seine Rast, sich die schweißtriefende Stirne trocknend, und sein Stücklein hartes Gerstenbrod verzehrend, das er sich wahrlich sauer genug verdienen mußte, denn Alme auf und Alme nieder mußte er seine Krücke schleppen, den Sennen ihren Bedarf an Brod, Schnaps, Tabak u. d. m.

hinauf, und Butter und Käse nach dem Dorfe und den zerstreut liegenden Höfen hinunterschaffend. —

Volle neunzig Jahre hatte er schon auf seinem Rücken — kein Wunder also, daß er seine alten Knochen gerne rasten lassen mochte, und daß es ihm jedesmal einen Stoßseufzer kostete, wenn er das traute, schattige Plätzchen unter den Föhren verlassen mußte, um wieder fürbas zu ziehen. —

* * *

Es gieng schon dem Herbste zu, und die Spät-Erica stand allenthalben in voller Blüthe, als der gute Alte mit seiner schwerbeladenen Krücke wieder auf dem Wege nach der Saiser Alpe war. —

Die Morgensonne trat soeben blutroth hinter den dichten Nebeln hervor, die Berg und Thal in einen fast undurchdringlichen Schleier hüllten. —

Als er den Almgatter erreichte, wo der Wald endet, und die Alpwiesen beginnen, begegnete ihm ein wunderschöner, kostbar gekleideter Jüngling, der ihn mit einem anmuthigen Lächeln begrüßte, ihm dienstfertig den Gatter öffnend, denn den Schwerbeladenen dieser Erde müsse man, meinte er, wo man nur könne, hilfreich zur Seite stehen. —

„Gott vergelt's!" sagte der Alte, indem er stehen blieb und den schönen Fremdling mit kindischer Neugierde von oben bis unten musterte. — „Bist epper wohl ein Prinz" — meinte er, auf das goldene Stäbchen deutend, das derselbe in seiner Rechten hielt, „oder

gar ein Hochzeiter, weil du einen so schönen Kranz aufhast!" —

„Ja, ein Fürst von schönen Reichen bin ich!" lachte dieser, sich lustig auf den Absätzen seiner goldbefransten Schuhe herumdrehend, „und Hochzeit mit Musik und Tanz gibt es bei mir immerfort. — Höre, Alter, du sollst freundlich geladen sein, wenn du dir nach langer Zeit wieder einmal einen guten Tag machen willst!"

Ungläubig schüttelte der Greis sein weißbehaartes Haupt und fast mißtrauisch weilte sein Blick auf dem blühenden Gesichte und der lieblichen Gestalt des Fremden, indem er in seiner einfachen, treuherzigen Weise entgegnete:

„Willst mich wohl foppen! — Was thät ich denn in der fürnehmen G'sellschaft in meinem groben G'wand da? und tanzen könnt' ich auch nimmer mit meinen alten Haxen!"

Mitleidsvoll haftete das Auge des schönen Jünglings auf der zerlumpten Kleidung und dem runzlichten, verwelkten Antlitze des Alten, und die Linke traulich auf seine Schulter legend, sagte er:

„Fast will mich bedünken, du hast mich niemals gekannt! Sieh mich doch einmal recht an, ob dir meine Erscheinung nicht noch von deinen frühesten Jahren her in Erinnerung steht?"

Der Greis neigte gedankenvoll den Kopf und dachte eine Weile nach — doch er schien sich an nichts besinnen zu können. —

„So höre“ — sprach der Jüngling — „ich bin die Jugend! Trägst du ein Verlangen darnach, mir Gefolgschaft zu leisten, so berühre ich dich mit meinem Stäbchen hier, und du wirst zur Stelle wieder jung und blühend werden, wie ich selbst.“ —

Hastig und fast unwillig, mit einer energisch abwehrenden Bewegung stieß der Alte heraus:

„Das laß nur bleiben — da müßt' ich von vorne anfangen zu buckeln und zu schanzen!“

„Du willst nicht, gut denn — so sage frei heraus, ob du vielleicht sonst einen Wunsch hegst, den ich gerne erfüllen will, so ferne es in meiner Macht liegt!“ —

Ohne sich auch nur einen Augenblick zu bedenken, versetzte der Greis:

„Rasten möcht' ich — nur alleweil rasten!“

„Dir soll willfahrt werden! — Ich sende dir Einen, der hinter mir nachkommt, der der beste Freund der Armuth und des ruheersehnenden, hinfälligen Alters ist.“

Mit diesen Worten verschwand der schöne Jüngling und das Männlein setzte den beschwerlichen Weg nach den entlegenen Alpgründen fort. —

* * *

Es war schon ziemlich spät geworden, als der Alte auf seinem Rückwege nach dem Dorfe sein gewohntes Ruheplätzchen unter den Föhren erreichte und seine Krücke abstellend, sich müde und matt auf dem Steine niederließ.

„Ja, ja — es wird in die Länge nicht mehr so gehen!“ murmelte er vor sich hin, „die Füße tragen mich

nicht mehr, und der Kopf geht um, wie ein Mühlrad. — Magst nix machen, Veitl — du wirst's doch endlich glauben müssen — rasten, rasten — — wie thut das den alten Knochen wohl!"

Die letzten Worte hatte er ganz leise und in Absätzen gesprochen — dann neigte er das Haupt tief zur Brust herab und nickte ein. —

Im Dorfe unten riefen die Glocken soeben zur Vesperandacht und völlige Dämmerung herrschte im Tanne, über dessen Wipfeln in ruhiger Klarheit des Neumonds Sichel erglänzte. — Ein herbstelnd Lüftchen strich mit kühlem Hauche durch die Büsche hin, und spielte mit den dünnen Silberlocken des Alten, der noch sanft und ruhig weiterschlummerte. —

In diesem Augenblicke trat leise und unvermerkt der von dem schönen Jünglinge am Morgen Angesagte zu dem Schlafenden heran.

Es war aber nicht die Schauergestalt mit Hippe und Sanduhr, und dem grinsenden Todtenschädel, wie sie die Reichen und Vornehmen dieser Erde aus ihrem Freudentaumel schreckt, sondern der mitleidige Engel der Armen und Überbürdeten, der ihnen Trost und Erleichterung bringt, und sie zu jener stillen Stätte geleitet, wo ihnen die ersehnte Ruhe winkt. —

Freundlich neigte er sich über ihn, und im Vorüberschreiten berührte er nur ganz sachte mit der Fingerspitze seine Schläfe; der Alte erhob wie im Traume sein müdes Haupt — ein leichtes, fast unmerkliches

Zucken der Lippen — — dann ließ er den Kopf wieder sinken, und ein zufriedenes Lächeln umspielte seinen Mund.

Er hatte geendet! — — — — — — — — —

Ueber jenem Steine, an einen der Föhrenstämme befestiget, war später ein Gedenktäfelchen zu sehen, worauf zu lesen stand:

„Vom gähen Tod betroffen, starb hier an dieser Stell'
„Fast neunzig Jahre alt, Veit Hell, der Junggesell,
„Nur Müh' und Plag' hatt' er auf dieser Welt,
„D'rum hat ihn Gott, der Herr, zur ew'gen Rast gestellt,
„Gelobt sei Jesu Christ, der es so haben wollt',
„Und in das Land der Ruh' ihn abgeholt!“

R. I. P.



Margaretha's Schwan.

Die altehrwürdige Veste Hauenstein prangte heute im bräutlichen Schmucke; von der hohen Warte wogte ein mächtig Banner nieder in den Farben des wolkenstein'schen Hauses, und kleinere bunte Fähnlein flatterten lustig im Hauch der Abendlüfte von ihren Zinnen. Mit zierlichen Gewinden aus frischen Zweigen der Weißtanne war das breite Eingangsthor geschmückt, und davor standen rechts und links als Ehrenwache auf ihre Picken gelehnt, graubärtige stämmige Kriegsknechte, die schweren rostigen Eisenkappen mit grünem Eichenlaub geschmückt. Vogt und Gesinde im festlichen Gewande, hatten sich vor der niedergelassenen Zugbrücke aufgestellt, und ersterer schaute erwartungsvoll aus nach dem schmalen Waldpfade, der von Sais herauf in vielfachen Windungen nach der entlegenen Bergveste der Wolkensteiner führte.

Kein Geringerer war es, der da von den Insassen der Burg erwartet wurde, als ihr Gebieter selbst, Herr Oswald, der Ritter und Minnesinger, der heute mit seiner Neuvermählten, der schönen Schwangauerin, seinen

Einzug halten sollte in dem wolkennahen waldumkränzten Hauensteiner Schlosse. —

Es war in den letzten Tagen des wonnevollen Blüthenmondes, und ein heiterer wolkenloser Himmel breitete sich über Gebirg und Thal. — Die Sonne war schon hinunter gegangen, und im abendlichen Duft erglänzte hell des Neumonds schmale Sichel. — Von den dunklen Wipfeln des Hochwaldes ertönte leise der Amseln elegischer Gesang. —

Da wurden fröhliche Stimmen laut; aus dem Waldesdunkel brach der längst erwartete reisige Zug — stattliche Herren und schmucke Frauen hoch zu Roß, mit ihren Dienern und Hunden, voran Herr Oswald im hochzeitlichen Kleide, und neben ihm auf schneeweißem Zelter Frau Margaretha, seine holde Neuvermählte, den frischen Myrthenkranz im blonden Lockenhaare. —

„Glück überall und Glück heute mir — in meinem viellieben Burgstall hier!“ so rief der Ritter freudig bewegt von weitem schon, als er sein festlich geschmücktes Haus und seine getreuen Mannen erblickte, während vom Thurme herab eine schmetternde Fanfare den hochzeitlichen Zug bewillkommte. —

Als derselbe in dem mit frischem Kies belegten Hofraume angelangt war, schwang sich Herr Oswald behend von seinem Pferde, und hob Frau Margarethen in ritterlich galanter Weise von ihrem Zelter, welchem Beispiele die anderen Herren folgten. —

Nun gieng es die hohe, mit Blumen bestreute Treppe hinan zum glänzend erleuchteten Rittersaal, wo schon

die lange Tafel für die Gäste gedeckt war. Die Schüsseln dampften, der feurige Siebeneichner floß in Strömen uud b:s in die späte Nacht hinein währte das fröhliche Gelage, bis endlich der Schlaf seine Rechte forderte, und die ganze Gesellschaft, voran die Neuvermählten, die für sie bereitgestellten Gemächer aufsuchten. —

Tag für Tag folgten nun Feste und Lustbarkeiten der verschiedensten Art, womit der Herr des Hauses seine Gäste zu unterhalten sich bemühte; einer Sauhatze in den wilden Gründen des Tanns, folgte ein heiterer Mummenschanz mit Musik und Tanz, und diesem wieder ein Lanzenstechen, wobei Herr Oswald seine zum öftern gezeigte Meisterschaft bewährte. —

Mit der ihr angeborenen Grazie und Würde waltete seine holde Bajovaren-Braut ihres Amtes als Frau des Hauses, und gewann sich durch den Zauber ihres anmuthsvollen Wesens Aller Herzen. — Ihre fast noch kindliche, kaum erst zu voller Blüthe entwickelte Erscheinung war von unwiderstehlichem Liebreize, und wenn sie lächelte, glaubte man in die helle Frühlingssonne zu schauen; in unbewachten Augenblicken jedoch konnte ein aufmerksamer Beobachter einen Zug von tiefer Schwermuth auf ihrem lieblichen Gesichte wahrnehmen, der dem scharfen Auge des liebenden Gatten nicht entgieng und ihn mit Unruhe und banger Besorgnis für seine holdselige, jugendliche Gemahlin erfüllte. —

Die Tage des Beilagers und die rauschenden Festlichkeiten und Vergnügungen, womit dasselbe nach der Sitte jener Zeit gefeiert wurde, waren vorüber, die

fremden Gäste waren von dannen gezogen, und die Neuvermählten konnten nun erst voll und ganz das süße Glück des Honigmondes genießen. —

Jeden Morgen, wenn kaum der erste goldige Sonnenstrahl durch die blankgescheuerten Putzenscheiben der Fenster in die kunstvoll getäfelten wohnlichen Gemächer der Burg brach, sah man das liebende Paar zu längerer Wanderung gerüstet, die Zugbrücke überschreiten, und den Weg einschlagen, der durch den dichtesten Theil des Tannes im leichten Anstiege nach den weithin sich dehnenden blumenreichen Matten der Saiser-Alpe führt. —

Hand in Hand gieng es alsdann den schmalen, allmählig steiler werdenden Pfad empor, der über lockeres Gerölle und moosbewachsene Felstrümmer, oder durch dichtes Legföhrengestrippe nach den himmelnahen Dolomiten des Schlern führte. —

Margarethens höchstes Vergnügen war es, da und dort mit eigener Hand vom wilden Geschröffe eine seltene Blume, oder ein würzig Kraut zu pflücken und herabzuholen, wobei sie sich, ein echtes Kind der Alpen, als gewandte urd kühne Bergsteigerin erwies. —

Heimkehrend von einem ermüdenden Ausfluge nach dem höchsten Kamme des Schlern, ruhten die Beiden eines Tages im Schatten einer Zirbengruppe, die am untern Ende der Alpe, nahe der Waldesgrenze, an ihrem Wege stand. — Die junge Frau war heute ungewöhnlich still und in sich gekehrt, und öfter, als es in letzter Zeit der Fall gewesen, vermeinte Herr Oswald jene

Schatten zu gewahren, welche vorübergehend die helle Sonne ihres lieblichen Antlitzes trübten. —

Das machte ihm gar große Unruhe und allerlei Gedanken durchkreuzten in wechselnder Reihenfolge seine Seele. —

„Ein Geheimnis!“ dachte er sich, das er zu ergründen suchen müsse, koste es, was es wolle. —

Indem er so darüber nachsann, fühlte er sich plötzlich am Arme erfaßt und Frau Margaretha wies mit der Hand nach dem abendlichen Himmel hin, in dessen goldigem Äther ein langer schmaler Streif sichtbar wurde, der, sich langsam fortbewegend, scharf vom glänzenden Hintergrunde abhob. —

„Störche!“ sagte Herr Oswald, der angedeuteten Richtung mit seinen Augen folgend, „wandernde Störche und — mögen sie uns süßes Glück nach dem Hauensteine bringen!“ fügte er mit einem zärtlichen Blicke auf seine junge Gemahlin bei. —

„Du irrst!“ entgegnete diese lebhaft, „wilde Schwäne sind es, die vom fernen Süd heraus gen Norden ziehen, und schwermüthig das Köpfchen zur Brust neigend, setzte sie mit einem Seufzer hinzu: „Wohl ist mein trauter Gespiele, mein Liebling unter ihnen, und er findet mich nicht mehr, wenn er, von seinen Gefährten sich trennend, sein Silbergefieder in die klaren Gewässer meines schönen Schwangaues taucht.“ —

Nun war es an Herrn Oswald den Kopf sinken zu lassen und über Sinn und Bedeutung dieser Rede nachzugrübeln. — Der Mysticismus, welcher nach dem

Zuge jener abenteuerlichen Zeit alle Welt beherrschte, hielt auch seinen Geist in Fesseln und Banden, und er vermochte sich des Gedankens nicht zu erwehren, daß zwischen ihm und seiner angebeteten Gemahlin ein gewisses unbekanntes Etwas schwebe, welches die tiefe Innigkeit ihrer Gefühle für ihn nicht zu ihrem vollen ungetheilten Ausdrucke gelangen lassen. —

Die Beiden erhoben sich, und schweigend verfolgten sie ihren Rückweg nach dem heimathlichen Schlosse. —

Der Blüthenmonat war zu Ende gegangen, und der Frühsommer hatte auch in diesen höhern Regionen seinen Einzug gehalten. — Die wärmenden Strahlen der Juniussonne hatten selbst in den wilden Schlernschluchten die letzten Spuren des Winters hinweggethaut, und man suchte zum Schutze vor ihnen schon gerne die kühlenden Schatten der tieferen Waldgründe auf. —

In einem derselben lag ein kleiner, schilfbewachsener Teich, in den sich ein frischer Bergquell ergoß; muntere Fischlein tummelten sich in seinem krystallhellen Gewässern. — Herrn Oswald war die Stelle wohl bekannt, und manche Stunde hatte er da in beschaulicher Zurückgezogenheit verlebt und verträumt. —

Dahin nun geleitete er eines Morgens seine junge Gemahlin, damit auch sie Auge und Herz erfreuen möge an der Lieblichkeit dieser trauten Waldidylle.

Als die Beiden des einsamen Gewässers ansichtig wurden, stieß Frau Margareth einen hellen Jubelschrei aus, und sich losreißend vom Arme des Gatten, stürzte sie zum Rande desselben, mit lauter freudigbewegter Stimme rufend:

„Er ist es, mein Liebling — mein süßes Goldchen! Komm doch, komm — wie hab ich dich, ach so lange schmerzlich vermißt!“

In 'demselben Augenblicke gewahrte Herr Oswald einen prächtigen Schwan mit lichtgrauem, silberglänzendem Gefieder, der aus dem dichten Röhricht hervorkommend, eilig auf Frau Margareth zugeschwommen kam, sie mit oftmaligem Flügelschlage begrüßend, und seinen Kopf schmeichelnd auf ihre weißen Schultern legend. — Letztere konnte ihrer Freude kein Ende finden; sie tätschelte und streichelte den Schwan mit ihren weichen Seidenhänden, und gab ihm die zärtlichsten Kosenamen — und er schmiegte sich an sie und sah sie mit seinen klugen Augen an, als wollte er sagen: „Auch ich bin glücklich und froh, dich wieder zu finden!“

In dem Augenblicke jedoch, da Herr Oswald näher tretend, ihn berühren wollte, schüttelte er zornig sein Gefieder, und zog sich eilig in das dichte Geschilfe zurück, keinem Lockrufe, keinem Schmeichelworte seiner Herrin mehr gehorchend. —

„Du hast meinen Liebling erschreckt“, sagte sie schmollend, „nun wird er auch mir gram sein. denn er duldet keine Berührung von anderer Hand, als der meinen.

Phantastische abenteuerliche Gedanken waren es, welche da des Ritters Kopf durchschwirrten, und so sehr sich sein Verstand dagegen sträubte, vermochte er doch nicht sich eines Gefühls von Eifersucht zu erwehren, welches die Vorstellung in ihm erweckte, daß er Margarethens Huld und Zuneigung noch mit einem andern

lebenden Wesen theilen sollte, und wäre es auch nur ein Schwan. — Die alten Märlein von verwunschenen Rittern und Königssöhnen, wie sie damals in Aller Mund waren, kamen ihm in Erinnerung, und je länger er darüber grübelte und nachsann, desto mehr befestigte sich in ihm die Ueberzeugung, daß seine junge Gemahlin im Banne eines Zaubers stehe, der mächtiger als er und seine hingebende Liebe für sie, die zarten Bande bedrohe, welche sie an ihn ketteten. — Nicht glaublich erschien ihm, daß der natürliche Instinkt des klugen Thieres ihm Margarethens nunmehrigen Aufenthalt in der Einsamkeit des Hauensteiner Waldes verrathen habe, vielmehr stand es fest bei ihm, daß der Schwan kein Schwan, sondern ein verkappter Rivale sei, der ihm Margarethens ungetheilte Zuneigung zu entfremden suche. —

Dieses Mißtrauen, einmal in ihm erwacht, ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. — Argwöhnisch bewachte er jeden ihrer Schritte, daß sie sich bald vorkam, wie eine Gefangene, und nicht mehr wie die Herrin und Gebieterin, als welche sie ihren fröhlichen Einzug im Hauensteiner Schlosse gehalten hatte. Nie mehr seit jenem Tage, war sie nach dem einsamen Gewässer gekommen, worauf sich ihr geliebter Schwan niedergelassen hatte; tiefer Triebsinn bemächtigte sich ihrer, die Rosen der Gesundheit wichen von ihren Wangen, und den Glanz ihrer tiefblauen Augen trübten die Thränen, die sie in unbewachten Augenblicken um ihren Liebling geweint. —

Der geheime Kummer seiner schönen Gemahlin erfüllte Herrn Oswald mit tiefer Betrübnis, und da er

sich keinen andern Rath wußte, so beschloß er die erste sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, ein offenes Wort mit ihr zu reden und ihr die Besorgnisse mitzutheilen, die seine Seele folterten und quälten. —

Es war um die Zeit der Sonnenwende, wo die Tage am längsten sind, und die Nächte lau und linde zu spätem Verbleiben im Freien und zum Lustwandeln in dem würzigen Dufte und Wohlgeruch des harzreichen Nadelwaldes einladen. Frau Margareth trug Verlangen eine dieser zauberischen, weihevollen Mondnächte durch einen Rundgang in dem Tanne zu genießen und bereitwillig ihrem Wunsche willfahrend, geleitete sie Herr Oswald hinein nach der Tiefe des schweigsamen Waldes.

Kein Laut störte die hehre Ruhe, die ringsum herrschte, und geräuschlos schritten sie dahin über die weiche Moosdecke, durch die schwarzen Schatten der Fichten und Tannen, die nur da und dort durch ein helles Streiflicht des Mondes unterbrochen waren. — Zu Tausenden schwebten im geheimnisvollen Reigen Leuchtkäferchen, diese Elflein der Johannisnächte, durch das tiefe Dunkel der Bäume, und in abgemessenen Pausen nur ließ sich von ferneher der kurze Klageschrei eines Käuzchens vernehmen. —

Ohne es zu wollen, oder auch nur zu ahnen, waren die Beiden in die Nähe jenes stillen Waldgewässers gerathen, in welchem der Schwan seinen Aufenthalt genommen — und nur ein dichtes Gebüsch trennte sie noch von seiner geheimnisvollen Fläche. —

„Hier wäre gut ruhen, im Leben und im Tode!“ sagte Frau Margreth mit leiser Stimme, ihren Herrn und Gemahl sanft zu sich nieder ziehend auf den weichen Moossitz zu ihren Füßen. —

„Du hast recht,“ gegenredete dieser, seinen Arm zärtlich um ihren Nacken schlingend und einen Kuß auf ihre weiße Stirne drückend, „die Stelle hier ist wie gemacht zu beschaulicher Ruhe und süßem Träumen, wie auch zu traulicher Offenbarung, was die Seele denkt und das Herz empfindet. — Vertraue mir, Theuerste, beim keuschen Lichte der ewig wandelnden Sterne dort den geheimen Kummer, der den frohen Sinn dir trübt, und den rosigen Hauch der Jugend auf deinem schönen Antlitze erblassen macht. —

Ein banger Seufzer entwand sich ihrem Busen, und lange schaute sie sinnend vor sich hin — doch endlich antwortete sie rasch entschlossen:

„So höre denn, mein theurer Herr und Gemahl, die Geschichte meiner ersten Kindheit und meines Lebens, die so enge verknüpft ist mit jenem Schwan, der gleichsam mein zweites Herz, meine andere Seele ist. — Als ich noch im zartesten Alter stand, starb mein Zwillingsbrüderchen eines plötzlichen Todes, und der Schmerz darüber brachte auch mich dem Grabe nahe, denn ich liebte den Verlorenen mehr als mein Leben. — Zu jener Zeit erschien auf unserer Burg ein jung Zigeunerweib, dem Gatte und Kinder von räuberischem Volke waren erschlagen worden. — Auf ihrem Rücken trug sie einen verdeckten Korb, und laut jammernd und sich die Haare

raufend, warf sie sich meiner Mutter zu Füßen, ihr Mitleid und ihre Mildthätigkeit anflehend, die ihr auch in reichlichem Maße zu Theil wurde. —

Gelabt und gestärkt und reich beschenkt, schickte sie sich an, unser gastliches Dach zu verlassen — doch ehe sie schied, trat sie an mein Bette, beschaute meine Hände und murmelte Worte in einer mir unverständlichen Sprache. — Darauf nahm sie das Tuch vom Korbe, und langte einen jungen, kaum noch flügge gewordenen, niedlichen Schwan hervor, den sie sorglich vor mich hinsetzte, und dann sagte: „„Hier hast du dein Brüderchen wieder — habe es lieb und merke wohl, daß dein Leben an dem seinen hängt, wie die Wurzel an der Pflanze, wie die Rose am Stock. — Hüte und bewahre den Vogel wie deinen Augapfel, er ist von hoher Herkunft und seltener Art; mit ihm ist dir das Glück zur Seite, ohne ihn wird es dich fliehen bis an das Ende deiner Tage!““

Ich hatte meine herzinnige Freude an dem schönen Vogel, kosete mit ihm, und er sah mich mit seinen klugen Augen an, als wollte er mich fragen: „„Liebst du mich und bist du mir auch gut, wie ich dir?““

Von niemanden sonst ließ er sich aber berühren; ja, er duldete selbst nicht einmal, daß ihm jemand nahe kam, oder Futter reichte, das er nur von mir nahm.

Am nächsten Morgen schon fühlte ich mich so wohl, wie lange nicht mehr, und trug meinen Liebling hinunter nach dem nahegelegenen Teiche, wo er sich lustig tummelte und jeden Tag meine Besuche empfieng. —

Als jedoch der Sommer dahingegangen, und die Zeit gekommen war, wo sich die Schwalben und anderen Wandervögel zur Reise nach dem fernen Süden rüsten, gewahrte ich eine auffallende Unruhe und Veränderung an ihm: nicht wie sonst schwamm er geruhig dem Rande des Weihers entlang, sondern hielt sich ferne im dichtesten Geschilfe versteckt, kaum achtend auf meinen wiederholten Lockruf. — Wenige Tage darauf war er verschwunden und keine Spur mehr von ihm zu entdecken. — Wohl war er, seinem angeborenen Triebe folgend, mit vorüberwandernden Schwänen nach den südlichen Gefilden gezogen — mit ihm mein Glück, wie es das Zigeunerweib mir angekündet!"

Tief aufathmete Frau Margareth, und im hellen Lichte des Mondes, das durch leichtes Gewölke brach, sah Herr Oswald eine Thräne in ihrem schönen Auge blitzen und langsam die Wange herunterrieseln. —

„Trübe Tage", seufzte sie, „kamen heran; meine ältern Brüder, drei an der Zahl, waren mit einem Fähnlein fränkischer Ritter nach dem Lande der Verheißung gepilgert ;da traf die Botschaft ein, das sie sämmtlich von der Pest, die im Lager der Kreuzfahrer wüthete, dahingerafft wurden. — Meiner armen Mutter lähmte der Schreck die Glieder, sie siechte dahin, und der erste Winterschnee deckte ihr Grab. —

Eine elternlose Weise stand ich nun allein in der Welt. — Doch als der bange Winter vorüber, und der Maien seine Blüthen über Berg und Thal gestreut

hatte, war auch mein entfloh'ner Liebling, mein Goldchen wieder da, mich mit freudigem Flügelschlage begrüßend.

Er war zum schönen, majestätischen Schwan herangewachsen, und verließ nicht wieder die krystallhellen Gewässer im Umkreise unserer Burg; Heiterkeit und Frohsinn waren mit ihm mir wiedergekehrt und blieben mir zur Seite, bis du, mein theurer Herr und Gemahl des Glückes schönste Krone auf mein Haupt gelegt. —

Seit der mir unvergeßlichen Stunde, da ich dir das Jawort gab — wir weilten, wie heute, im hellen Mondenscheine Hand in Hand am schilfbewachseneu Uferrande unserer Waldgewässer — war mein Liebling wieder verschwunden, und ohne ihn konnte mein getheiltes Herz des süßen Minneglückes an deiner Seite nie ganz froh werden. — Selbst jetzt, da ich ihn wieder mir nahe weiß, quält und verfolgt mich ein Gefühl, als sollte diese Seligkeit nur von kurzer Dauer sein, und bange Tage der Entsagung und Vereinsamung ihr folgen!" —

Margaretha schwieg, und Herr Oswald schaute, trüben Gedanken nachhängend, ernst vor sich hin. —

In diesem Augenblicke klangen Laute wie die leisen Töne der Äolsharfe, wenn der Hauch der Morgenlüfte ihre Saiten berührt, an ihr Ohr. — Hoch auf horchten die Beiden — wechselnd, wie feierlicher Gesang der Sphären bald, und bald wie zarte Liebesklage, tönte es durch die tiefe Stille der Nacht. —

Dies währte eine Weile so fort, bis allmählig die seltsamen Laute schwächer und schwächer wurden und endlich erstarben. —

„Was war das?!“ flüsterte Frau Margareth, sich ängstlich an ihren Gemahl schmiegend, der sich erhoben hatte, und mit ihr der Richtung zuschritt, woher die Töne gekommen waren. — Nun erst bemerkten die Beiden, daß sie sich am Rande jenes stillen Waldgewässers befanden, das Frau Margaretha's Liebling sich zu seinem Aufenthalte erkoren hatte. —

„Der Schwan — es war der Schwan!“ sagte Herr Oswald, nach dem Geschilfe ausblickend, das die andere Hälfte des Teiches verdeckte. — „Nur einmal noch in meinem Leben vernahm ich solchen Gesang, und habe ihn seither nicht wieder gehört. — Es war am Hofe der dänischen Königin, welche solch' einen singenden Schwan besaß, den sie als eine große Seltenheit, als einen Vogel von prophetischer Gabe hoch in Ehren hielt. — Nur wenn wichtige Ereignisse bevorstanden, ließ er seine Stimme vernehmen. — Damals starb kurze Zeit darauf ihr einzig Kind, der Erbe des dänischen Königsthrones.“ —

Auf Margaretha's Ruf kam der Schwan aus seinem Verstecke herangeschwommen, er schlug aber nicht wie sonst bei ihrem Anblicke freudig mit den Flügeln — — tief traurig legte er seinen Kopf auf ihre Schultern. — Beim Anblick ihres Gemahls schüttelte er aber wieder unmuthig sein Gefieder und zog sich eilig dahin zurück, woher er gekommen. —

Monde waren seit jener Nacht dahingegangen, und trübe Tage, wie sie ahnungsvoll Frau Margaretha vorhergesagt, waren gekommen.

Der unruhige, weltfahrende Geist, welcher ihren Gatten von frühester Jugend auf beherrscht hatte, ließ ihn nicht lange des süßen Glückes an ihrer Seite in der tiefen Abgeschiedenheit des Hauensteiner Schlosses genießen; er zog ihn hinaus in abenteuernde Unternehmungen, verwickelte ihn in die Händel und Fehden der Ritterschaft mit dem Landesfürsten, bis ihn sein Geschick ereilte, und er als Gefangener desselben, in Banden und Fesseln auf der entlegenen Völlenberger Veste saß, im engen finstern Gelasse seine Tage verseufzend. —

Als Frau Margareth Kunde von dem traurigen Schicksale ihres theuren Herrn und Gemahls erhielt, erfaßte sie tödtliche Angst und Sorge um ihn; die tiefste Schwermuth bemächtigte sich ihrer, und alle Lebensfreude wich von ihr. — Kummer und Gram bleichten ihre Wangen, und zehrten am Marke ihrer Jugend, die dahinschwand, wie der Morgenthau in den sengenden Strahlen der Sonne. —

Der einzige Trost in ihrem Leide war ihr geliebter Schwan!

Täglich besuchte sie ihn, und weilte stundenlang in seiner Nähe am grünen Uferrande des Teiches — und er legte wie sonst seinen Kopf auf ihre Schultern, und schaute sie dabei treuinnig an, als wollte er sagen: „Vertraue mir dein Leid, damit ich es theile mit dir!"

So gieng der Herbst dahin und mit ihm auch ihr junges Leben. —

Köhlerleute fanden sie eines Tages entseelt an jener Stelle, sanft hingebettet in das bereifte Moos — der getreue Schwan hatte ihr ein Schlummerlied gesungen, und ihre reine Seele auf seinen Schwingen emporgetragen zu schöneren Gefilden! — — —



Zwergenstreiche.

In den Tagen der grauen Vorzeit war der Hauensteiner Tann, der damals noch eine viel größere Ausdehnung hatte, als heute, von Riesen bewohnt, die in Erdhöhlen und Felsklüften wohnend, den borstigen Eber, den grimmigen Bären, und den wilden Auerstier jagten, von deren Fleisch und Mark sie sich nährten. — Sie hatten keinen König und keine Häuptlinge — kein Gemeinwesen; jeder lebte nur für sich, und allen gegemeinsam waren nur die Weiber und Kinder. — Da gab es dann allerdings oft Eifersucht, Mord and Todtschlag, und obwohl sie keine andere Waffe besaßen, als die Keule und die Steinaxt, so verstanden sie sich doch trefflich darauf, einander gelegentlich die harten Schädel damit einzuschlagen. —

Zur selben Zeit hatte sich oben am Fuße des Schlern, wo die luftigen, sonnigen Gründe der Saiser Alpe sich ausdehnen, ein seltsam Völkchen eingenistet, kleine, bärtige Männlein mit Weib und Kind und „G'häut", die vom benachbarten Grödnerthale, oder wohl noch von weiter herüber gekommen waren, um hier ihren bleibenden

Wohnsitz aufzuschlagen, wo es ihnen ausnehmend wohl zu gefallen schien. —

Nur die Nachbarschaft der Riesen unten im Tann wollte ihnen nicht behagen, und sie sannen auf Mittel und Wege, sich derselben zu entledigen.

Mit ihren schwachen Fäusten, dies sahen sie wohl ein, konnten sie gegen dieses ungeschlachte Reckengeschlecht nichts ausrichten; da mußte List und Ueberlegenheit des Verstandes den Mangel urwüchsiger Kraft ersetzen. — Die Zwerge hatten sich den Ältesten und Erfahrensten aus ihrer Mitte zu ihrem Könige gewählt, weil er auch der Klügste unter den Klugen war, und seine Rathschläge sich immer als die besten bewährt hatten. —

Auf sein Geheiß fertigten sie ein kostbar Geschmeide an, Halskette und Armspangen von rothem gleißendem Golde mit funkelnden Edelsteinen besetzt; das legten sie nachts heimlich am Raude des Baches auf einen Stein hin, allwo die Riesenweiber ihre Kindlein badeten. —

Die Erste, welche früh morgens sich dort einfand, war ein junges, reckenhaftes Weib von blendender Schönheit mit wallendem Goldhaar, das bis zu ihren Knie'n hinunterlief. — Als sie das blitzende Geschmeide erblickte, warf sie ihren Säugling in das Gras hin und griff hastig nach dem Schmucke, ihn neugierig musternd und die Steine in den Strahlen der Morgensonne leuchten und funkeln lassend. —

Obwohl sie noch nie in ihrem Leben so ein kostbar Ding gesehen, so sagte ihr doch der weibliche Instinkt sogleich, wozu es bestimmt sei:

Sie hieng sich die Kette um den runden, schneeweißen Hals, und befestigte die Spangen an die vollen, wohlgeformten Arme, hell auflachend vor Freude über den köstlichen Fund. —

Als ihre Gefährtinen herankamen, konnten sie sich nicht satt sehen an der Pracht und Herrlichkeit des Geschmeides, das ihnen die glückliche Finderin mit triumphirender Miene vorwies. — Doch regte sich auch gleich der Neid und die Scheelsucht, und sie war bald der Gegenstand allgemeiner Anfeindung. —

Absonderlich eine blasse, stolze, schwarzäugige Rivalin ihrer Schönheit konnte über das Glück ihrer Mitschwester nicht mehr zur Ruhe kommen, und sie schwor ihren reckenhaften, ungestümen Bewerbern gegenüber, daß ihr keiner mehr nahen dürfe, bevor sie nicht im Besitze eines eben so prächtigen Geschmeides sei, wie ihre Nebenbuhlerin. —

Dies war jedoch für die wilden Freier eine harte Nüsse zum knacken, denn wo sollten sie in dieser Wildnis ein so kunstvoll gearbeitetes, kostbares Kleinod auftreiben. —

Da nun aber die Begriffe über Eigenthumsrecht bei diesen rohen Naturmenschen ganz unentwickelte waren, so schien ihnen das Einfachste, der Einen zu nehmen, was sie der Andern zu geben wünschten — was übrigens leichter gedacht, als gethan war, da erstere ebenfalls eine viel umworbene Schöne war, und mit ihrem mächtigen Anhange das so stürmisch Begehrte mit nichten gutwillig herausgeben mochte.

So theilte sich das ungeschlachte Volk der Riesen gar bald in zwei Heerlager, die sich gegenseitig auf das grimmigste bekämpften, wobei selbst die Weiber und die Kinder sich betheiligten, und von ihrer erbitterten Fehde nicht mehr abließen, bis sie sich wechselseitig hingeschlachtet hatten. —

Nur zwei von dem Riesenvolke waren noch übrig geblieben, und ließen den Streit ruhen, nicht gewillt, sich zweier Weiber wegen, die nicht einmal mehr lebten, gegenseitig die Köpfe einzuschlagen. — Doch waren und blieben sie von tiefem Mißtrauen gegen einander erfüllt, und mochten sich nicht gut mehr leiden. —

Als die Zwerge oben den Erfolg ihrer List gewahrten, rieben sie sich vergnügt die Hände, und wollten sogleich mit Sack und Pack in den Tann übersiedeln, nach welchem sie längst ein sehnsüchtiges Verlangen trugen, da der Wald ihr eigentliches Element war. —

Ihr kluges Oberhaupt schüttelte aber bedenklich den Kopf und sagte: „Gemach! neben den Bären, und wenn es auch nur ihrer zwei sind, kann eine Heerde Schafe nicht friedlich weiden; wir müssen trachten, uns auch dieser noch zu entledigen, damit wir unseres Lebens da unten froh werden können.“ Sofort gab er ihnen Weis' und Lehre, wie dies anzufangen wäre, worauf sich ein paar der schlauesten und erprobtesten unter den Zwergen aufmachten, seinen Auftrag zu vollziehen. —

Vorsichtig näherten sie sich dem Orte, wo die beiden Riesen, wie sie bereits ausgekundschaftet, ihren Aufenthalt hatten. — Dieselben lagen in geringer Entfernung

von einander, im Schatten einer mächtigen Eiche, laut schnarchend auf dem Moose da, ihr Mahl verdauend, das, wie die Ueberreste bezeugten, in einer gewaltigen Eberkeule bestanden hatte. —

Jeder hatte seine Steinaxt zum augenblicklichen Gebrauche handgerecht neben sich liegen. —

Nun warfen ihnen die Zwerge aus ihrem gut gewählten Verstecke erst kleine, dann immer größere Steine auf Auge, Mund und Nase, bis sie erwachten und zur Wehre greifend, ergrimmt über einander herfielen, da jeder in dem andern seinen tückischen Angreifer vermuthete. Als ihre Waffen in Stücke gegangen waren, zerfleischten sie sich noch mit den Zähnen und sanken endlich, aus hundert Wunden blutend, leblos neben einander auf das Moos hin. —

Die Zwerge lachten sich aber in das Fäustchen und überbrachten ihren Brüdern die frohe Mär — worauf das ganze Völkchen nach dem Tanne unten aufbrach. —

* * *

Lange, lange Zeit — es mochten wohl Jahrtausende gewesen sein — lebten die Zwerglein unter ihrem selbstgewählten Oberhaupte, uneingeschränkt und von niemanden behelligt in dem Tanne, ihrem geliebten Heim. — Jedes hatte sein Weiblein und seinen eigenen Herd, und ihre Beschäftigung bestand darin, Gold und Edelsteine aus dem Berge zu gewinnen, und kunstreich gearbeiteten, kostbaren Schmuck daraus zu fertigen, womit sie zu Zeiten begünstigte Menschenkinder beglückten. —

Auch auf die Anfertigung von Waffen und feinen Drahthemden von unübertrefflicher Güte verstanden sie sich meisterlich, wie Niemand sonst, womit sie gelegentlich einen auserwählten Ritter und Helden beschenkten. —

So hatte Wolf Dietrich von Bern sein unbesiegbares Schwert und sein undurchdringlich Panzernetz von den Zwergen des Hauensteiner-Tanns erhalten. —

* *
*

Als das Land unter ihnen sich mehr und mehr bevölkerte und durch die zahlreich entstandenen Berghöfe der Wald eingeengt wurde, zogen sich die Zwerge immer tiefer nach den entlegensten Gründen des Tanns und in die fast unzugänglichen Höhlen und Felsritzen zurück, wo früher das Riesenvolk gehaust hatte. —

Schon zur Zeit, als an der Stelle, wo jetzt die Saiser Felder sich ausdehnen, die Römerstadt gebaut wurde, waren die Zwerge vor dem Geräusch und Lärm in ihrer Nähe schmollend zurück gewichen, und obgleich sie den Menschen im Allgemeinen nicht feindlich gesinnt waren, so lachten sie doch schadenfroh, als die Stadt, deren Bewohner ihnen den halben Wald ausgerodet hatten, eines Tages vom Berge verschüttet wurde. —

* *
*

Besonders gram waren sie den Köhlern und Holzfällern, wie auch den Pechklaubern, welche den armen Bäumen das Herzblut abzapfen; und wenngleich sie ihnen das Handwerk nicht zu legen vermochten, so spielten sie ihnen doch, wo es nur möglich war, irgend einen Possen,

wie sie überhaupt in jeder Art von Schelmerei sehr findig und gewandt waren.

Als einmal zwei Holzknechte sich eben anschickten, einen schönen, großen Lärchbaum zu fällen, und bereits schon die Säge an den Stamm gesetzt hatten, hörten sie plötzlich ganz in der Nähe rufen und schreien: „Lauft, lauft, im Gstatscherhofe brennt's!“ Die Beiden, welche dort zu Hause waren, ließen erschrocken ihr Arbeitszeug liegen und liefen nach einer offenen Stelle im Walde, von welcher man nach dem Hofe hinuntersehen konnte. — Da war jedoch nichts von einem Rauche oder Schadenfeuer zu entdecken. — Als sie wieder zum Baume zurückkehrten, war ihr Handwerksgeräthe verschwunden, und dieselbe Stimme rief kichernd und lachend: „Morgen vielleicht, oder übermorgen — heute nicht mehr!“ —

* *
*

Einem Köhler hatten die Zwerge schon dreimal seinen Haufen auseinander gestreut. — Als er ihn zum viertenmale wieder aufgerichtet hatte, baten sie ihn flehentlich, daß er ihnen denselben anzünden lasse, was er ihnen, um sie nicht zu reizen, auch zugestand; worauf sie aber so unbändig d'rauf losschürten, daß der Haufe lichterloh zu brennen anfieng, und der Köhler statt der Kohlen nichts als Staub und Asche erhielt. —

* *
*

Ein Pechklauber war auf eine alte Wettertanne gestiegen, die den Zwergen besonders lieb und werth war. — Da strichen sie in aller Eile den Stamm mit sieden-

dem Harz an, und als er herunter kam, verbrannte er sich Hände und Füße, und blieb überdies am Baume hängen, bis der Forstwart kam und ihn noch waidlich durchbläute. —

* * *

Die Zwerge erreichten ein außerordentlich hohes Alter, das wohl nach Jahrtausenden zählte; da aber von ihren späteren Nachkommen alle rasch dahinstarben, so nahm ihre Zahl von Jahr zu Jahr ab, und man konnte bereits im vorigen Jahrhunderte mondenlange im Tanne umherwandern, ehe man auf eines dieser zwerghaften, bärtigen Männlein stieß. —

Weil es ihnen mit ihrer eigenen Nachkommenschaft so schlecht ergieng, so interessierten sie sich um so lebhafter für jene anderer Menschenkinder, und wo irgend eine dürftige Familie mit einem reichen Kindersegen bedacht war, da säumten sie nicht, sich mit ihren Gaben einzustellen; doch mochten sie es nicht leiden, daß man ihnen dafür danke — wohl aber ließen sie sich's gerne gefallen, wenn man ihnen als Gegengang einen wohlgeschmalzenen Milchbrei aufstellte, den sie dann mit großem Appetit verspeisten. —

Einer armen Dörchersfrau war kurze Zeit, nachdem sie das zwölfte Kind zur Welt gebracht, der Mann gestorben. — Da kamen die Wichtelen (Waldmännchen), herzten und liebkosten das Kleine und warfen dem jammernden Weibe eine ganze handvoll Silbergeld in den Schoß. — Als ihnen die freudig Ueberraschte in den überschwänglichsten Worten ihren Dank aussprach,

machten sie sich sogleich aus dem Staube, indem sie unter der Schwelle die Worte murmelten:

„Heute noch — und nimmermehr!“

Woher nahmen die Zwerglein wohl das Geld, mit dem sie Andere so freigebig beschenkten?

Ja nun — da waren sie gar nicht engherzig, und kümmerten sich nicht im geringsten um die bezüglichen Paragraphe des Strafgesetzbuches. — Abgesehen davon, daß sie in verfallenen Schlössern und alten Kirchen die vergrabenen Schätze aufstöberten, leerten sie auch da und dort die Truhe eines alten Geizhalses und Geldwucherers, ihn von seinem unnützen und ungerechten Mammon entledigend. — Ihr Grundsatz war:

„Nehmen, wo's nicht nöthig — und geben, wo man's braucht!“

D'rum sagten auch die Leute, wenn ihnen Geld auf unerklärliche Weise abhanden kam:

„Das haben die Wichtelen fort!“

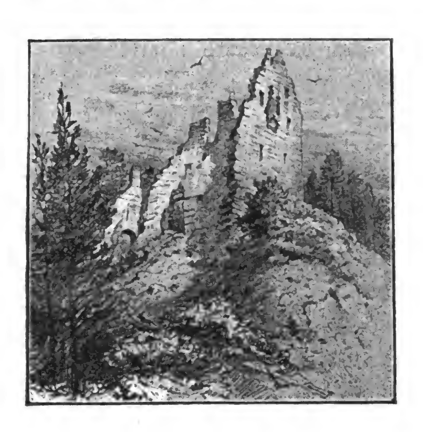
* * *

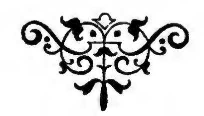
Als vor etwa vierzig Jahren der ganze Tann abgetrieben wurde, da sah man die letzten Zwerglein, drei an der Zahl, schluchzend und flennend, und die grauen Bärte sich zerraufend, auf einem Steinblocke sitzen. —

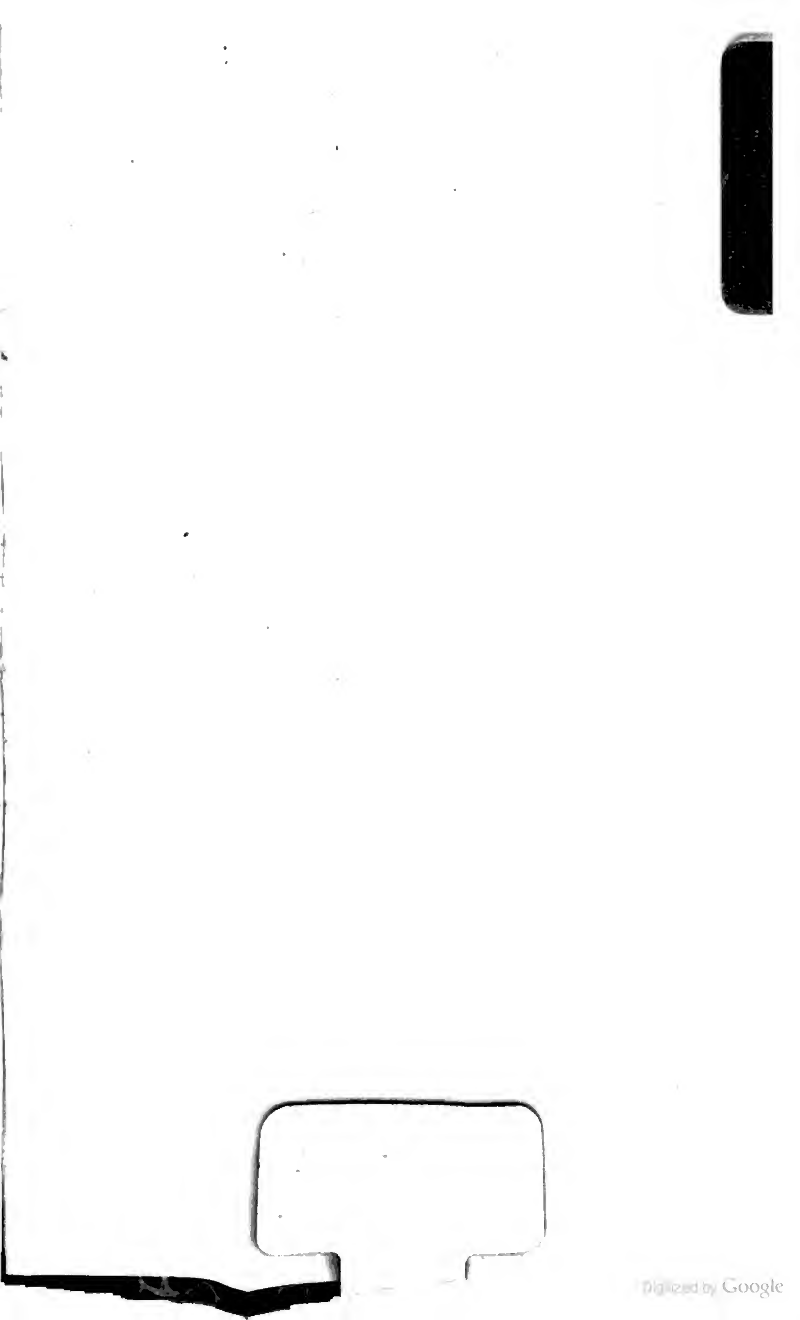
„Ach Gott! ach Gott!“ jammerten sie,
„Wir sind so alt,
„Drei tausend Jahre bald,
„Und jetzt müssen wir fort
„Über Berg und Thal,
„Nach einem andern Ort!“

Der Wald hat sich seither erneut, und derbes, kräftiges Holz, pfeilgerade Stämme stehen wieder da; doch der alte Tann ist's nicht mehr mit seinen ehrwürdigen, strammen, Jahrhunderte alten Waldpatriarchen, seinen geheimnisvollen Gründen, seinen schilfumkränzten Gewässern und undurchdringlichen Dickichten. — Keine Elflein tanzen ihren Ringereihen im bethauten Moos, die Nixe ist hinuntergetaucht in ihren Brunnen, und läßt sich nimmer sehen. — Die Zwerge sind fort über alle Berge! —

Nur der Hauenstein steht noch da mit seinen zerbröckelnden Mauerresten und seinen verwitterten Zinnen, um welche der Schlernwind heult und tobt. — Der ist noch der alte geblieben, und schaut ernst und sinnend in die junge Welt herab, die ihn umgibt — die er, und die ihn nicht mehr versteht! — —








26266.72
Schlern-Sagen und Marchen.
Widener Library
003363832
3 2044 089 079 610